Goethe-Schriften

von

Kuno Fischer

Zweite Reihe

4. Goethes Sonettenkranz
5. Goethe und Heidelberg
6. Goethes Faust. 1. Band

Heidelberg
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

MB a.A1
94a G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

P. o. germ. 496 f

Goethe-Schriften. 4.

Goethes Sonettenkranz.

Von

Kuno Fischer.

„Deine Charade habe ich schlaftrunken an's Herz gelegt“, — „aber das irdische Wort, was der Schlüssel zu allem ist, das kann ich nicht finden.“
Bettina.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1896.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Goethe-Schriften

von

Kuno Fischer.

4.

Goethes Sonettenkranz.

Von

Kuno Fischer.

„Deine Charade habe ich schlaftrunken an's Herz gelegt", — „aber das irdische Wort, was der Schlüssel zu allem ist, das kann ich nicht finden".
Bettina.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte, besonders das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen,
werden vorbehalten.

Vorwort.

Der erste Theil dieser Schrift (S. 9—38) besteht in einem Aufsatz, den ich vor Jahren in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hatte. Den Anlaß dazu hatte mir ein Büchlein geboten, welches der Buchhändler Fr. Frommann in Jena über sein elterliches Haus und dessen Freunde damals herausgegeben. Niemand war durch unmittelbare Kenntniß der Dinge und strengen Wahrheitssinn berufener, das Verhältniß der Pflegetochter des Hauses zu Goethen und zu einigen vorzüglichen Goetheschen Dichtungen klar zu stellen, worüber von anderen Seiten schon in Druckschriften vielerlei gemuthmaßt und gefabelt worden war.

Die Dichtungen, welche hier in Betracht kommen, sind die siebzehn Sonette, die Wahlverwandtschaften

und die Pandora. Von der letzteren hatte Frommann gar nicht, von den ersteren aber so geredet, daß ich ihm keineswegs beistimmen konnte, da er die Zusammengehörigkeit jener Sonette verkannt oder vielmehr gar nicht bemerkt hatte.

Ich halte die Ansicht für grundfalsch, nach welcher die siebzehn Sonette keinen Kranz, sondern eine Sammlung ausmachen, deren einzelne Stücke aus verschiedenen Anlässen herrühren sollen und auf verschiedene Personen zu beziehen seien. Diese Meinung ist, so weit ich sehe, noch immer die fortbeständige, auch bei den Goetheforschern. Dann aber sind die biographischen, ästhetischen und kritischen Fragen wichtiger und interessanter Art, die in der Sonettenfrage zusammentreffen, nicht zu lösen.

Zu dem Zwecke einer richtigen Auffassung und Lösung jener Fragen habe ich meine Schrift dergestalt erweitert und vermehrt, daß nunmehr ihr Thema wie ihr Titel „Goethes Sonettenkranz" heißt.

Heidelberg, im August 1895.

K. F.

Inhalt.

I. Das Frommannsche Haus.[1]

1. Die Freunde des Hauses.

Das außerordentlich lebhafte, durch eine lange Friedenszeit genährte Interesse, welches wir Deutsche an den hervorragenden Personen und Werken unserer Litteratur nehmen, hat in der Epigonenzeit, die nach dem Tode Goethes beginnt, das natürliche Bedürfniß erweckt, sich jene großen, dem äußern Gesichtskreise entrückten Objecte geschichtlich so nahe wie möglich zu bringen. So ist auf dem litterargeschichtlichen Gebiet eine unserer Naturforschung vergleichbare Art mikroskopischer Betrachtungsweise entstanden, deren Werkzeuge die Fülle der Briefwechsel, Memoiren, Tagebücher u. s. f.

[1] Das Frommannsche Haus und seine Freunde. 1792—1837. Von F. J. Frommann. Jena, Druck und Verlag von Fr. Frommann. 1870. — Allg. Zeitung. Beilage 1870. Nr. 349—351 (15.—17. Dez.); vgl. die Anführung dieser Artikel in „Goethes Werke. (Fr. Strehlke)“ Th. X. Pandora, Vorbemerkg. des Herausgebers S. 294 ff.

sind, wobei freilich diese litterarischen Mikroskope die Eigenthümlichkeit haben, daß bei der Deutlichkeit, die sie gewähren, das Kleine nicht immer vergrößert, sondern auch das Große mitunter verkleinert wird. Doch würden wir ohne dieselben bei weitem nicht eine so genaue Einsicht in das Leben und die Wirksamkeit unserer großen Dichter, in ihre gemüthlichen Umgebungen und Freundeskreise, in die Motive und Entstehungsart ihrer Werke erreicht haben, als durch jene Mittel die Gegenwart in der That besitzt. Denn auch die geistigen Werke versteht man nur in dem Maß, als man ihre Entstehung und Entwicklung einsieht, als man sie genealogisch und biographisch durchdringt. Bei keinem Dichter ist ein solches Verständniß lehrreicher, lohnender und ohne die erwähnten Hülfsmittel aus gewissen Gründen schwieriger als bei Goethe. Daher jeder Beitrag, der auf das Leben und die Lebenskreise des wunderbaren Mannes, von welcher Seite es immer sei, einen erleuchtenden Blick fallen läßt, der Nachwelt willkommen sein muß.

Es ist bekannt, daß Goethe mit und in dem Hause Frommann zu Jena freundschaftlich verkehrt

hat, daß während der späteren Lebenszeit des Dichters dieses gastliche, von geistigen Interessen aller Art bewegte Haus einen Kreis von Freunden in sich vereinigte, worin Goethe sich wohl fühlte, und den er bei seinen mannichfachen Aufenthalten in Jena oft und gern aufsuchte. Es ist erfreulich, dieses Haus, das wir unter die „guten Stätten" rechnen dürfen, aus den Aufzeichnungen der uns vorliegenden kleinen und anspruchslosen Schrift, welche der Sohn dem Andenken seiner Eltern in treuer Pietät gewidmet hat, näher kennen zu lernen.

Das Schriftchen giebt in gedrängten und chronologisch geordneten Zügen ein Bild der Frommannschen Familie und ihrer Freunde, welches den Zeitraum von 1792—1837 umfaßt, in einer Reihe von Abschnitten, die durch die Jahre 1806, 1812, 1819 und 1830 bezeichnet werden. Im Jahr 1792 begründet Friedrich Ernst Frommann, der in der Leitung der Waisenhausbuchhandlung zu Züllichau seinem Großvater und Vater 1786 gefolgt war, seinen ehelichen Hausstand; 1798 erfolgt die Uebersiedelung nach Jena, er stirbt 1837, nachdem er sieben Jahre früher die treffliche Lebensgefährtin verloren und ein Jahr vorher als einer unserer

verdienstvollen und angesehenen deutschen Buchhändler das fünfzigjährige Jubiläum seiner Berufswirksamkeit gefeiert hatte. In den Jahren 1806 und 1812 erkennt man die Epochen der vaterländischen Geschichte, die zugleich in dem Jenaschen Leben Wendepunkte herbeiführten; die Schilderungen der Schreckenstage in Jena während der Schlacht und Plünderung aus dem gleichzeitigen Tagebuch der Frau Frommann geben ein sehr lebendiges, ergreifendes und durchempfundenes Gemälde jener unvergeßlichen furchtbaren Zeit.

Unter den Freunden, welche das Frommannsche Haus während einer langen Reihe von Jahren kommen und gehen sieht, fehlt fast keiner der berühmten Namen der Universität: wir finden unter den ältern Freunden die beiden Hufeland (namentlich den Arzt), Loder, Thibaut, Schelling, Steffens, Hegel, später Luden, Oken, Kieser, Göttling, Martin, Fries u. a.; Seebeck der Physiker, die Gebrüder Grimm, Ludwig Tieck erscheinen in freundschaftlicher Verbindung mit Frommanns; der Dichter Gries, der Bibliothekar und Philologe Riemer gehören zu den persönlichen und zugleich geschäftlichen Freunden des Hauses.

Im October 1808 schreibt Schelling aus München an Frommann: „Sollte ich die Wissenschaften hier emporbringen, so würde ich eine der ersten Vocationen an Sie erlassen". Eine echt Hegelsche Wendung aus einem Billet von Bamberg den 9. Juli 1808: „Sie frugen mich, ob ich nicht nach Jena zurückkommen wollte; das alte Denkzeichen von Jena, unser Gries, kommt dahin, wie ich höre, zurück; auch ich würde es gern thun. Sie eröffneten die Aussicht, daß ein alter Philosophus beinahe gestorben wäre; «beinahe» ist etwas, aber bei weitem nicht genug." Unmittelbar darauf folgt aus demselben Jahr (October 1808) ein Brief Schleiermachers, der als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin sich wieder nach einem Katheder sehnt: „Aufgegeben habe ich das akademische Leben keineswegs, und wenn ich Prediger geworden bin, so ist das nur geschehen, weil ich noch mit kindlichem Glauben auf eine Universität hier in Berlin hoffe, um dann neben dem Katheder auch eine Kanzel zu haben, denn ich bin etwas unersättlich in diesem Punkt. Ob ich gleich nicht weiß, ob die Universitäten mich brauchen, so weiß ich desto besser, daß ich sie brauche. Ich habe

wenig auf Universitäten gelernt als Student, aber ein ganz Theil mehr in der gleichen Zeit ungefähr als Professor, und damit möchte ich gern fortfahren."

2. Goethe im Hause Frommann.

Der interessanteste Theil des Schriftchens sind die auf Goethen bezüglichen Mittheilungen, begleitet von einer Reihe kleiner Briefe und Zettel, den wohlbewährten Urkunden Goethescher Hausfreundschaft. Unter anderen Anekdota, die von Goethe berichtet werden, finden wir auch das hübsche Geschichtchen wieder, das aus einer mündlichen Erzählung Frommanns schon irgendwo den Weg in die Goethe-Litteratur gefunden hat. „Bei seiner großen Gerechtigkeit und Milde in Beurtheilung anderer, bei seiner Kunst und seiner Beflissenheit aus jedem das Beste, was er in sich hatte, hervorzuholen und von dem geringsten etwas zu lernen, war er der damaligen Jugend keineswegs feindselig gesinnt; sagt er doch selbst: «Wahrlich, sie wäre unerträglich, wäre ich nicht auch unerträglich gewesen». Gegen die einzelnen war er wohlwollend, nahm auch die Besuche solcher an, die ihm ganz fremd und von niemandem empfohlen waren. Ein solcher war

Vormittags bei ihm gewesen, Abends schilderte er meiner Mutter die prächtige Jünglingsgestalt, die braunen Locken, die ihm das Haupt umwallten, die feurigen Augen, den Fluß der unklaren und überspannten Rede, hinzufügend: «Ich hätte ihm um den Hals fallen und sagen mögen: lieber Junge, sei nur nicht so dumm!» Ein andermal traf er am Theetische meiner Mutter mehrere Studenten, ließ sich aber durch ihre Gegenwart gar nicht stören, sondern erging sich im Erzählen von allerhand launigen Geschichten. Als er nun sah, wie sie ihn mit leuchtenden Augen anstarrten und sich vor Vergnügen nicht halten konnten, sagte er ganz gemüthlich: «ja, so gefalle ich den jungen Leuten»."

II. Goethe und Minna Herzlieb.

1. Die Wahlverwandtschaften.

Es ist in den Frommannschen Aufzeichnungen namentlich ein Punkt, der die besondere Theilnahme der Leser fesseln wird, und dessen Darstellung wir mit lebhafter Spannung gefolgt sind. Man will wissen, und die Nachricht davon hat sich münd-lich und schriftlich bereits in weite Kreise verbreitet: daß Goethe, der seine Leidenschaften in Dich-

tungen umzuwandeln und was er dichtete zu erfahren pflegte, eine seiner späteren, leidenschaftlich bewegtesten und psychologisch wunderbarsten Dichtungen, „Die Wahlverwandtschaften", in Jena erlebt habe; daß sich das Frommannsche Haus in Jena zu den Wahlverwandtschaften ähnlich verhalte, wie das Buffsche Haus in Wetzlar zum Werther; daß eine Pflegetochter jenes Hauses, Namens Minna Herzlieb, den Dichter inspirirt und das Motiv, wenn nicht das Original, der Ottilie in den Wahlverwandtschaften geliehen habe. Je weniger man nun von dem wirklichen Verhältniß unterrichtet ist, um so leichter könnte man verführt sein, aus diesem so anziehenden und nachgiebigen Stoff ein Phantasiestück zu machen, welches die Hauptpersonen in ein zu gewagtes und die Umgebungen in ein falsches, wenn nicht gar nachtheiliges Licht setzt. Nach einigen Aeußerungen unserer Schrift zu urtheilen, scheint es in der That, daß die Absicht, Vorstellungen solcher Art entgegenzutreten, der unmittelbar nächste Anlaß war, der den Verfasser zu seinen Aufzeichnungen und deren Herausgabe vermocht hat. Wir empfangen hier zum ersten mal aus dem Frommannschen Hause selbst einige Aus-

kunft über Minna Herzlieb und ihr Verhältniß zu Goethe. Um diese willkommene Auskunft in ihrem Werthe richtig zu schätzen, werden wir gut thun, uns vorher einige Thatsachen aus dem Leben und den Dichtungen Goethes zu vergegenwärtigen.

Wer sich dem Eindruck der Wahlverwandtschaften hingiebt, wird unwillkürlich empfinden, daß hier der stürmisch bewegte Pulsschlag einer eben erlebten Leidenschaft mächtig ist; daß namentlich die Passion Eduards von einer Gluth und einem Feuer erfüllt ist, womit unter den Dichtungen Goethes sich nur der Werther vergleicht. Man sucht in dem biographischen Hintergrund des Dichters ein Erlebniß, welches auf die Wahlverwandtschaften ähnlich eingewirkt habe, als fünfunddreißig Jahre früher die Leidenschaft der Wetzlarschen Zeit auf den Werther. In dem letzteren Fall freilich ist das Erlebniß vollkommen erleuchtet: zuerst durch die Selbstschilderung Goethes in Dichtung und Wahrheit, dann in noch höherem Grade durch die Kästnersche Herausgabe der Briefe an Lotte, die an Genie und lebensvoller Gluth mit der Dichtung wetteifern.

Der biographische Hintergrund der Wahlverwandtschaften ist bei weitem dunkler. Auf diese

Stelle fällt kein Licht einer Selbstschilderung oder eines Briefwechsels. Nur daß ein leidenschaftliches Erlebniß hier stattgefunden hat, darüber lassen einige Bekenntnisse des Dichters selbst keinen Zweifel. Die poetische Entwicklung der Wahlverwandtschaften fällt in die Jahre 1807—1809. Unter dem Jahr 1807 lesen wir in den Tag- und Jahresheften: „Die bereits zum öfteren genannten kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heiteren Stunden, und auch die Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Stoff war allzu bedeutend und zu tief in mir eingewurzelt, als daß ich ihn auf so leichte Weise hätte beseitigen können."

Unter diese kleinen Erzählungen, die ähnliche leidenschaftliche Verwicklungen enthalten und in die Wanderjahre aufgenommen wurden, sind zu rechnen „Der Mann von fünfzig Jahren", dann die leider Fragment gebliebene, geheimnißvoll reizende Novelle „Nicht zu weit!" u. a. Die Wahlverwandtschaften wurden als selbständiges Kunstwerk ausgeführt. Ihnen gleichzeitig ist die Pandora. „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften", sagt Goethe an der eben erwähnten Stelle, „drücken das schmerz-

liche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen.“ Unter dem Jahr 1809 (in welchem die Wahlverwandtschaften erschienen sind) heißt es in den Annalen: „Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich von Ende Mai an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinn gelassen. Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“

Merkwürdig genug, daß auch in Rücksicht auf die äußere Veranlassung zwischen Werthers Leiden und den Wahlverwandtschaften eine gewisse Aehnlichkeit stattfindet: dort geht unmittelbar vorher der Selbstmord des jungen Jerusalem, dessen nähere Umstände sich Goethe durch Kästner ausführlich berichten ließ; hier der Selbstmord der Karoline von Günderode, worüber auf den Wunsch Goethes Bettina niederschrieb, was sie erlebt hatte und wußte.

2. Die Sonette.

In die Entstehungszeit der Wahlverwandtschaften fällt eine andere Dichtung, welche die Leidenschaft,

2*

die Goethe im Roman von sich ablöst, in ihrem Werden, ihrem Wachsthum, ihrer Fülle und Vollendung sich lyrisch ergießen und den Gegenstand errathen läßt, von dem sie erfüllt ist. Es ist der Kranz der siebenzehn Sonette, die keinen Kranz bilden würden, wenn sie nicht von einem und demselben Thema erfüllt wären: so daß der Gegenstand eines dieser Sonette nothwendig der Gegenstand aller ist. Wer diese Gedichte unbefangen in ihrem Zusammenhange liest, erkennt sogleich, daß er es hier mit einem einzigen Flusse zu thun hat und nicht mit einem Stromgebiete, das aus verschiedenen Quellen gespeist wird. Nun ist das letzte Sonett eine „Charade“ und deren Lösung der Name „Herzlieb“. Dies sind die zwei Worte, von denen der Dichter hofft

als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfangen.

Das vorletzte Sonett heißt „Epoche“. Es zeigt die zur Leidenschaft gewordene Neigung in ihrer vollendeten Blüthe und bezeichnet den Zeitpunkt:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarka's Brust vor allen andern Tagen

Karfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Die vorhergehenden Sonette schildern diesen Gang der Empfindung: wie die Neigung beginnt, allmählich sich zur Leidenschaft erhebt, wächst, sich zurückzieht und zu beschwichtigen sucht, in der Trennung sich steigert, erwidert wird, nicht in und mit Sonetten tändelt, sondern die starre Form des Sonetts schmilzt und sich mit der Gewalt des Elements darein ergießt. Wir wollen auf diese Sonette zurückkommen, welche sämmtlich auf Minna Herzlieb zu beziehen sind und nur sie zum Gegenstand haben. Zwölf sind im December 1807 (vom 6 bis 17.) in Jena gedichtet, wo sich Goethe damals längere Zeit ununterbrochen aufhielt.

Er selbst hielt die Sonette geheim. Als er sie Zeltern ankündigte, verbat er sich im voraus jede Mittheilung und jede Abschrift; als er sie ihm später zuschickte, fügte er hinzu: „Nur bitte ich inständig, sie nicht aus den Händen zu geben". Als er sie zum ersten mal in einer Sammlung seiner

Gedichte veröffentlichte (1815), behielt er die beiden letzten Sonette „Epoche“ und „Charade“ zurück, weil diese beiden durch die Hinweisung auf Zeit und Namen den Schleier jener Gedichte lüften. Minna Herzlieb erhielt die eben erwähnte Sammlung der Gedichte zu ihrem Geburtstag, den 22. Mai 1817, von Goethe geschenkt. Ihr Geburtstag ist ein Maitag: darum heißt es im Sonett, worin Petrarcas unbelohnte und traurige Liebe ein „ewiger Karfreitag“ genannt wird:

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

In jenes Geburtstagsexemplar hatte der Dichter die Verse geschrieben:

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch ihr zugewandt;
Und wenn sie hier Bekannte findet,
So hat sie sich vielleicht erkannt.

Als er diese Verse später in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm, wurden zwar Datum und Name weggelassen, aber der erklärende Zusatz hinzugefügt: „Mit meinen kleinen Gedichten, wo sie sich auf manchem Blatt, wie im Spiegel, wiederfinden konnte“.

3. Bekenntnisse Goethes.

Minna Herzlieb, geboren den 22. Mai 1789, Tochter eines Predigers zu Züllichau in der Mark, mit neun Jahren völlig verwaist, war als Pflegekind in die Familie Frommann aufgenommen worden und mit derselben von ihrer Vaterstadt nach Jena übergesiedelt. Hier sah Goethe sie aufwachsen. Als die Sonette gedichtet wurden, stand sie in ihrem achtzehnten Jahre. Während der folgenden Monate (Januar, März, April und Anfang Mai 1808) hat Goethe, wie aus dem Knebelschen Briefwechsel erhellt, sich zeitweise in Jena aufgehalten. Mitte Mai ging er nach Karlsbad und schickte von hier mit jener dringenden Bitte um Geheimhaltung die Sonette an Zelter. Um dieselbe Zeit verließ Minna Herzlieb Jena für mehrere Jahre und kehrte erst den 24. October 1812 von Züllichau zurück.

Wie innig das Gemüth des Dichters damals von dem Bilde der Minna Herzlieb erfüllt war und ihm in der Ferne zugewendet blieb, läßt uns ein Brief an Frau Frommann erkennen. Er schrieb aus Karlsbad: „Hätten Sie, theure Freundin, in jener Stunde, als Sie uns Ihren lieben Brief zudachten und schrieben, em-

pfinden können, wie nachrichtsbedürftig wir damals waren, so hätte Sie unser lebhaftester Dank für diese Wohlthat schon im voraus belohnt". „Besonders dankbar sind wir für die Versicherung, daß es unserm Minchen wohlgehe. Zwar konnte man voraussehen, daß ein so liebes Kind, das der Natur und Ihnen so viel verdankt, überall zum besten aufgenommen und lebhafte Freundschaft erwecken würde, doch ist es eine eigene Empfindung, wenn die Abwesenheit geliebter Personen uns verdrießlich fällt, so können wir uns sie und ihre Umgebungen niemals ganz heiter vorstellen. Desto erfreulicher ist die ausdrückliche Versicherung ihres Wohlbehagens."

Als sie nach Jena zurückkehrte, war sie schon über ein Jahr mit einem Berliner Gymnasialprofessor Namens Pfund verlobt, der nun voller Hoffnung kam, seine Braut heimzuführen. Zelter hatte ihn an Goethe empfohlen (13. Decbr. 1812). Dieser antwortete den 15. Januar 1813: „Herrn Pfund habe ich gern und freundlich, obwohl nur kurze Zeit gesehen. Er empfahl sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an dich. Seine Braut fing ich an als Kind von acht Jahren zu lieben

und in ihrem sechzehnten Jahr liebte ich sie mehr als billig. Du kannst ihr auch deshalb etwas freundlicher sein, wenn sie zu Euch kommt[1]."

Sulpiz Boisserée erzählt in seinem Tagebuch, wie er den 5. October 1815 Goethen auf seinem Rückweg von Karlsruhe nach Heidelberg begleitet habe, und schildert während dieses vertraulichen Beisammenseins die Gespräche und Stimmungen des Dichters. Alte Erinnerungen wachten in ihm auf, es waren gerade vierzig Jahre, daß ihn, damals schon auf dem Wege nach Italien begriffen, Karl August durch Staffette von Heidelberg nach Frankfurt zurückholen ließ. „Unterwegs kamen wir dann auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen. Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen, er sprach von seinem Verhältniß zur Ottilie, wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahndungsvoll in seinen Reden[2]."

---

[1] Sie war neun, als Goethe sie kennen lernte, und achtzehn, als er sie leidenschaftlich lieb gewann.

[2] Vgl. Goethes Aussagen in den „Tag- und Jahresheften". S. oben S. 18 u. 19.

III. Frommanns Bericht.

1. Minna Herzlieb als Ottilie.

Hören wir noch in gedrängter Kürze, was Frommann in seinen Aufzeichnungen unter dem Abschnitt „Minchen Herzlieb" über sie und ihr Verhältniß zu Goethe berichtet. Das Zeugniß gilt um so mehr, als es aus der nächsten und sichersten Quelle herrührt und gar nicht geneigt ist, die Wirklichkeit mit der Dichtung zu vermischen. Wer Minna Herzlieb gesehen hat, überzeugt, sie sei die Goethesche Ottilie, kann leicht eine Schilderung von ihr entwerfen, die sie zum Nachbilde der Ottilie macht. Eine Täuschung dieser Art liegt dem vorliegenden Zeugniß ganz fern.

„Sie wuchs", so erzählt Frommann, „neben uns als ältere Schwester auf, wurde auch von beiden Eltern als solche behandelt, vielleicht mit etwas mehr Nachsicht als wir, wie das bei Pflegekindern, die nicht im frühesten Kindesalter aufgenommen werden, wohl geschieht. So gesund sie von Jugend auf war, entwickelte sie sich doch geistig nur langsam und behielt ihr Leben lang etwas Träumerisches. Eine regelmäßig schöne Gesichtsbildung hatte sie zwar nicht, aber ihr reiches schwarzes Haar und

ihre großen braunen Augen mit dem unbefangenen freundlichen Ausdruck, der auch um ihren Mund spielte, ließen nicht an das denken, was etwa fehlen mochte, zumal alles in Harmonie war mit dem Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt und der Anmuth jeder ihrer Bewegungen, beseelt durch allgemeines Wohlwollen, bescheidenes, hingebendes, auf alle Bedürfnisse und nicht ausgesprochenen Wünsche der andern aufmerksames Wesen. So war es natürlich, daß sie auf alle, die ihr, wenn auch nur in gewisser Entfernung, nahten, einen unwiderstehlichen Zauber übte, der ihr auch noch in späten Jahren alle Herzen gewann." „In der Zeit vor 1806 hatte sie Goethe bei seinen Besuchen in unserem Hause heranwachsen sehen, und diese Besuche waren bei seiner längeren Anwesenheit in Jena im Winter 1806/7 häufiger[1]. Sie stand damals im 19. Jahr und in voller Jugendblüthe, er wurde aufmerksamer auf sie und seine Neigung zu ihr wärmer. Sie selbst blieb gewiß lange in ihrer unbefangenen kindlichen Verehrung, und selbst als

[1] Hier ist wohl 1807/8 zu lesen. Nur diese Zeitbestimmung paßt mit Goethes „längerer Anwesenheit in Jena" und dem 19. Lebensjahr der Minna Herzlieb.

sie nicht mehr alle Gunstbezeugungen auf dichterische Ergüsse zurückführen konnte, und ihr eigenes Gefühl ihm in anderer Weise als bisher entgegenkommen mochte, hat sie sich nie dem Gedanken an eine wirkliche Verbindung mit ihm hingegeben." „Auch weiß ich mich noch sehr wohl zu erinnern, daß sie damals, wo sie ging und stand, das schöne Lied sang, worin es heißt:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Das mag der sehr gesteigerte Ausdruck ihrer Gefühle gewesen sein, stärker waren sie gewiß nicht, denn es fehlte ihr überhaupt an der Energie der Leidenschaft ebenso sehr als an Willenskraft, wie das vom Ottilien-Charakter bedingt ist." „Mögen auch Goethes Empfindungen für sie stärker gewesen sein, als er sich merken ließ, so ist doch so viel gewiß, daß auch er nie an ihren Besitz gedacht hat, und daß diese Episode in seinem Leben mit der dichterischen Darstellung der Ottilie in den Wahlverwandtschaften ihren völligen Abschluß gefunden, daß er sich damit von aller leidenschaftlichen Erregung

befreit hat und ihm auch davon nur geblieben ist «das süße Erinnern, das Leben im tiefsten Innern». Man sollte nicht sagen «nur», wenn der Rest ist «das Leben im tiefsten Innern!»" Was wäre denn mehr?

Die weiteren Schicksale von Minna Herzlieb lasse ich an dieser Stelle unerörtert. Man wird die einfache Erzählung derselben in unseren Aufzeichnungen nicht ohne Theilnahme lesen. Nachdem das große Gestirn leuchtend über ihrem Haupte hinweggezogen, kamen statt der Sterne die Irrlichter. Ihre Neigungen haben vielfach hin- und hergeschwankt, und wenn mich der Eindruck ihrer Schicksale nicht täuscht, so müssen diese Neigungen bei aller Anmuth und Liebenswürdigkeit des Herzens selbst in ihrer eigenen Natur etwas Flackerndes und Irrlichtelirendes gehabt haben. Eines war ihr unüberwindlich: der Widerwille. Wir hören, daß sie zuletzt wider alle Neigung und gegen den Rath ihrer mütterlichen Freundin einem zwar nicht unwürdigen, aber ihr unerträglichen Mann die Hand gereicht zu einer schon im Beginn schiffbrüchigen Ehe. So ist sie unglücklich geworden nicht durch fremde Schuld, kaum durch eigene, sondern, wie das

Goethesche Urwort sagt, „nach dem Gesetz, wonach sie angetreten“.

Auch in der Frommannschen Charakteristik, die das Bild des Dichters nicht zur Folie nimmt, wird man einige Grundzüge der Ottilie sogleich erkennen; doch sieht uns die Goethesche Ottilie mit andern Augen an, nicht blos in dem wörtlichen Sinn, wonach der Dichter ihr wirklich andere Augen geliehen. Und welche Gestalt, die in Goethes Phantasie eine Wiedergeburt erlebt hat, könnte so bleiben, wie das gewöhnliche Leben sie dem Dichter darbot? Zum Beispiel, dieser Zug einer geistig langsamen, scheinbar gehemmten und zurückbleibenden Entwicklung: wie wunderbar tief hat ihn Goethe in seiner Ottilie motivirt! Was sie im Lernen schwerfällig und ungeschickt erscheinen läßt, ist das Bedürfniß ihrer Natur, aus dem Grunde zu lernen, nichts sich anzueignen und zu behalten, was sie nicht wirklich durchdrungen; was sie hemmt und gleichsam verschleiert, ist ihre G e m ü t h s t i e f e, sie hat gar kein Talent für die Oberfläche der Dinge, auf der andere rasch und wohlgemuth fortgleiten, gar keines der Mädchentalente, die in Pensionsanstalten glänzen; in jener verborgenen Tiefe keimen alle ihre Fähigkeiten

und wachsen schnell empor, wie zum ersten mal der Quell ihres geistigen Lebens von dem Sonnenstrahl der Liebe getroffen wird. Dieses Naturell der Ottilie, ohne welches sie in der Goetheschen Dichtung keine Stelle haben würde, ist es, was „die Vorsteherin“ gar nicht versteht und „der Gehülfe“ richtig ahndet. Manche können dieser Ottilie gleichen in der geistig langsamen Entwicklung; ich vermuthe, daß bei den meisten die Vorsteherin Recht haben würde. Doch selbst da, wo vielleicht die Vorsteherin Recht hat, bleibt es dem Dichter erlaubt, wie der Gehülfe zu denken.

2. Das fünfte Sonett.

Nach allen von uns angeführten Zeugnissen ist das Ergebniß sicher. Als Goethe die Sonette dichtete, die Wahlverwandtschaften ausführte und Pandoras Wiederkunft zu dichten begann, hatte sich seiner eine leidenschaftliche Neigung bemächtigt, deren Gegenstand Minna Herzlieb war. Die erste dichterische Frucht dieser Leidenschaft sind die siebzehn Sonette, deren Kranz sich mit der „Charade“ schloß. Frommann möchte nur die Charade auf die Herzlieb bezogen sehen und weist darauf hin, daß auch andere, wie Zacharias Werner,

Riemer u. s. f., diesen Namen in Sonetten gefeiert haben. Aber wenn auch verschiedene Poeten auf den Namen Herzlieb Sonette gedichtet haben, so folgt doch nicht, daß die Goetheschen Sonette auf verschiedene Personen zu beziehen sind. Frommann billigt die Ansicht, nach welcher namentlich das fünfte Sonett „Wachsthum" eher auf die Prinzessin Karoline als auf Minna Herzlieb passe. Doch gesteht er selbst, daß „Goethe das Sonett «Wachsthum» gewählt habe, um Minchen eine Artigkeit zu erweisen".

Man hat gemeint, daß dieses Sonett unmöglich von der Herzlieb gelten könne, weil der Dichter darin von einer „Fürstin" rede. Das Wachsthum ist auf beiden Seiten: die Neigung des Dichters wächst mit dem Mädchen; erst wünscht er sich ein solches Töchterchen, dann eine solche Schwester; die aufgeblühte Jungfrau entzündet seine Leidenschaft, aber er darf sie nicht umfassen, denn sie steht unerreichbar vor ihm: „Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken".

Ist diese Steigerung nicht vollkommen natürlich, nicht echt Goethisch? Muß denn die „Fürstin", welche der Dichter so nennt, nothwendig eine Prin=

zessin sein? Wenn er nun gesagt hätte „Göttin", so würde man doch nicht an den Olymp denken. Warum denkt man bei dem Worte „Fürstin" gleich an den Hof? Nennt er nicht im vorletzten Sonett die Geliebte seine „Herrin", deren Ankunft ihm ein ewiger Maitag sei? In einem der Goetheschen Suleika-Gedichte heißt es:

> Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
> Du allerliebstes, du mein Mondgesicht,
> O du mein Phosphor, meine Kerze,
> Du meine Sonne, du mein Licht.

Bei diesen Worten hat Goethe an die Marianne Willemer, das leuchtende Bild seiner Suleika, und weniger an die Eigenschaften des Phosphors gedacht.

Um aber auf das fünfte Sonett „Wachsthum" zurückzukommen, so hat Minna Herzlieb völlig anspruchslos, wie sie war, dieses Sonett selbst auf sich bezogen, sie hat es von Goethes Hand empfangen, in der Handschrift des Dichters, unterzeichnet „den 13. December 1807, Mitternacht"; sie hat noch fünfzig Jahre später erklärt: „daß dieses Sonett ihr Verhältniß zu Goethe ganz ausdrücke"[1].

---

[1] Gaedertz: Goethes Minchen (2. Aufl. 1889) S. 75.

IV. Die Sonette und die Epimetheuslieder.

Die Goetheschen Passionen erwecken uns darum ein so tiefes Interesse, weil sie die Quelle seiner Dichtungen sind, und man vermag diesen Dichter nur dann zu erkennen, wenn man die Natur seiner Passionen durchschaut. Keine davon ist eine gewöhnliche Liebesgeschichte, wobei „kriegen oder nichtkriegen" das letzte Wort hat, mit dem der bürgerliche Roman endet. Seine Leidenschaften sind seine Musen. Man begehrt die Muse nicht, wenn man sie besitzt. Die innere Fülle braucht nicht den äußeren Besitz, er wäre eher Mangel als Erfüllung. Hier ist die Entsagung eine ebenso weise Vorsicht, welche die Grenze stellt und „das Nichtzuweit" gebietet, als ein nothwendiges Bedürfniß. Keinem Dichter der Welt ist diese Empfindung, die Weisheit und der Schmerz der Entsagung so vertraut gewesen als Goethen; sie gehörte zum Element seines Empfindens, sie hat das Begehren, aber nicht das Leiden gemäßigt; vielmehr hat sie das letztere in demselben Maße vertieft, schmerzlicher, sehnsuchtsvoller, reicher und fruchtbarer gemacht, als sie den begehrten Besitz entrückt in unerreichbare Ferne. Hätte Goethe nicht so ge=

litten, nicht so zu leiden vermocht, so hätte ihm nie ein Gott gegeben, zu sagen, wie er leidet. Die Klagen des Epimetheus um die entschwundene Pandora quillen aus dem innersten Herzen des Dichters:

Trostlos zu sein ist Liebenden der schönste Trost;
Verlornem nachzustreben selbst schon mehr Gewinn
Als Neues aufzuhaschen.

Mühend versenkt ängstlich der Sinn
Sich in die Nacht, suchet umsonst
Nach der Gestalt. Ach, wie so klar
Stand sie den Tag sonst vor dem Blick!

Schwankend erscheint kaum noch das Bild;
Etwa nur so schritt sie heran?
Naht sie mir denn? Faßt sie mich wohl?
Nebelgestalt, schwebt sie vorbei.

Schatten ist nun ewiger Werth.

„Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften“, sagt Goethe in seinen Annalen, „drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen.“ Ich bin gewiß, das Bild, welches dem Epimetheus-Goethe als Pandora vorschwebte, konnte kein anderes sein, als welches ihm gegenwärtig war in den Sonetten und in den Wahlverwandtschaften.

Aus einer so feurigen, lebensvollen und in ihrem eigenen Schmerz befriedigten Sehnsucht spricht kein unbestimmtes Bild:

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach, reißt sie ihn ewig zurück.

Kannst du dann weinen und siehst sie durch Thränen,
Fernende Thränen, als wäre sie fern:
Bleib'! Noch ist's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Das sind nicht verlorene Klagen, kein unfruchtbares Nachweinen, sondern eine Fülle neuer Lebensgeister, die aus der Tiefe des Schmerzes wie aus unerschöpflichen Quellen hervorbrechen, und was sie ergreifen, wahrhaft besitzen. Dieser Epimetheus darf von der Entrissenen sagen: „Und sie gehört auf ewig mir, die Herrliche!"

Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt,
Mir erschien sie in Jugend=, in Frauengestalt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Epimetheus=Lieder gleichzeitig entstanden sind mit den

fünf in der Ferne gedichteten Sonetten (VI—X). Ende Juni 1808 hatte Goethe die Sonette an Zelter geschickt, Anfangs Juli schreibt er an Knebel, daß er die Pandora zu einem gewissen Hauptabschnitt gebracht habe. Beide Dichtungen, die drei Epimetheus-Lieder und die fünf Sonette, entspringen aus derselben Empfindung, und es kann sein, daß Goethe jene Lieder zu seiner eigenen Befreiung unabhängig von der Pandora gedichtet und erst nachträglich in das Drama aufgenommen hat, das ihren eigentlichen Ursprung verdeckt und dessen Zusammenhang keineswegs nöthig ist, sie zu erklären.

Bei den meisten Menschen sind die Leiden des Gemüths, welche die Leidenschaft bringt, Schwächen, die verwirrend und lähmend wirken. Es ist natürlich und richtig, daß diese Schwächen mit den Jahren schwächer werden und mit dem Alter absterben. Bei Goethe dagegen sind die Passionen und leidenschaftlichen Neigungen, womit er ein anderes Leben in das seinige aufnimmt, Fähigkeiten der wunderbarsten Art; sie sind eins mit seinem Genie und verdoppeln gleichsam seine Kraft: sie haben sich in den mannichfaltigsten Wand-

lungen immer wieder erneut und verjüngt: von den Leiden des jungen Werther bis zum Westöstlichen Divan und darüber hinaus bis zur „Trilogie der Leidenschaft". Er hat als Werther jubilirt.

Fünfzehn Jahre jünger als die Trilogie ist die Epoche der Sonette, der Wahlverwandtschaften und der Pandora. Aus dem Alter des fast Sechzigjährigen darf man kein Bedenken und keinen Einwurf schöpfen gegen die Naturgewalt seiner Empfindungen. Auch wie mächtig sie waren, kann man genau wissen. Genau so mächtig, wie das Wort, worin er sie ausspricht! Vergegenwärtigen wir uns ein Wort, welches noch sieben Jahre älter ist als die Sonette und die Epoche, von der hier die Rede war: ein Wort, welches selbst den Wärmegrad Goethescher Empfindungen giebt, wenn man wegen des Thermometers in Zweifel sein sollte. Gefesselt von den Locken Suleikas, ruft er aus:

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna dir hervor.
Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand!

V. Bettina.

1. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Elisabeth von Arnim in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ [1], den sie 1835 erscheinen ließ und „Seinem Denkmal“ widmete, hat die Sonette, wenigstens einen Theil derselben, auf sich bezogen und sechs davon in jenen Briefwechsel so verwebt, daß der Schein entstand, als ob die Sonette aus ihren Briefen an Goethe hervorgegangen wären, und dieser einige jener Briefe in Gedichte verwandelt oder gleichsam „übersetzt“ habe.

Sie war die Enkelin der Frau Sophie von La Roche, die Wieland in seiner Jugend schwärmerisch geliebt hatte, die Tochter der Maximiliane Brentano, die einst an Goethes Himmel als der aufgehende Mond emporgestiegen war, wie ihm die Sonne in Wetzlar unterging. Er hat der Lotte in Werthers Leiden die dunklen Augen der Maximiliane geliehen und, wie man meint, die eifersüchtigen Züge, welche Albert der Ehemann im zweiten Teile des Romans zu erkennen giebt, von Brentano entlehnt.

---

[1] Dritte Aufl. (von Herm. Grimm herausgegeben) 1881.

Dreiunddreißig Jahre waren seitdem verflossen, als Bettina Brentano, von innerstem Herzensdrange getrieben, im Frühjahr 1807 nach Weimar kam, um Goethen, dem sie sich geistig ganz angehörig fühlte, von Angesicht zu sehen und ihre geistige Verwandtschaft mit ihm persönlich anzutreten; sie hatte zuerst Wieland besucht und sich durch einige Zeilen von ihm bei Goethen einführen lassen; noch im Spätherbst desselben Jahres (vom 1. bis 10. November) hatte sie ihren Besuch in Weimar wiederholt.

Inzwischen war, von ihrem anstürmenden Herzen begonnen und unablässig fortgeführt, ein ihrerseits höchst phantasievoller Briefwechsel entstanden, der sich in ungehemmter Fülle durch die Jahre 1807—1810 erstreckt hat. Ihr erster Brief ist nachweislich vom 15. Juni 1807, Goethes letzter im Druck erschienener vom 11. Januar 1811. Am 11. März 1811 vermählte sie sich mit Achim von Arnim; bald nachher machte das junge Ehepaar seinen Besuch in Weimar, und damals ließ sich Bettina zu einer so groben Beleidigung der Frau von Goethe hinreißen, daß Goethe allen Verkehr mit ihr abbrach.

Ehe sie nach Weimar kam, hatte sie in Frankfurt mit der Mutter Goethes sich befreundet und schon Jahre in seinem dichterischen Banne gelebt. Unter den Geschöpfen, welcher dieser Prometheus ins Leben gerufen, war keines, dem an Gewalt der Empfindung und Phantasie, an rückhaltloser Hingebung und Unbändigkeit des Naturells Bettina sich so verwandt fühlen mochte, wie die Mignon, wozu das Erbtheil und Gefühl ihrer italienischen Herkunft noch das ihrige beitrugen. Als „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ erschienen (1795), war sie ein Kind von zehn Jahren. Als sie Goethen kennen lernte und den Briefwechsel mit ihm begann, war sie zweiundzwanzig. Wenn sie trotzdem auf dem Titel ihres Buchs, das sie als fünfzigjährige Frau herausgab, sich ein Kind nennt, so hat sie damit nicht ihre Jahre, sondern das ewig Kindliche ihres Wesens in ihrem Verhältniß zu Goethe und ihre Abhängigkeit von ihm treffend bezeichnen wollen.

In einem ihrer ersten Briefe ruft sie ihm zu: „Nein! Sie sind mir nimmer fern. Ihr Geist lächelt mich an und berührt mich zärtlich vom ersten Frühlingsmorgen bis zum letzten Winterabend.“

Die Unterschrift heißt: „Bettine. Dein Kind, dein Herz, dein gut Mädchen, das den Goethe über alles lieb hat und sich mit seinem Andenken über alles trösten kann.“ „Häufig“, so schreibt sie in einem der nächstfolgenden Briefe, „hab' ich denselben Traum, und es hat mir schon viel Nachdenken gemacht, daß meine Seele immer unter denselben Bedingungen mit Dir zu thun hat; es ist als solle ich vor Dir tanzen, ich bin ätherisch gekleidet, ich hab' ein Gefühl, daß mir alles gelingen werde, die Menge umdrängt mich. Ich suche Dich, dort sitzest Du frei mir gegenüber; es ist als ob Du mich nicht bemerktest und seiest mit anderen beschäftigt; — jetzt trete ich vor Dich, goldbeschuht, und die silbernen Arme hängen nachlässig, und warte; da hebst Du das Haupt, Dein Blick ruht auf mir unwillkürlich, ich ziehe mit leisen Schritten magische Kreise, dein Aug' verläßt mich nicht mehr, Du mußt mir nach, wie ich mich wende, und ich fühle einen Triumph des Gelingens;“ u. s. w.

Bis hierher lese ich diesen sehr charakteristischen Brief und frage mich: was will sie sein und wie erscheint sie sich Goethen gegenüber? Ist er der

Gott und sie die Bajadere? Oder ist er der Meister und sie die Mignon?

„Und nun laß mich bekennen", fährt sie fort, „daß bei diesem Bekenntniß meiner Traumspiele meine Thränen fließen. Einmal hast Du für mich gesungen: So laßt mich scheinen bis ich werde, zieht mir das weiße Kleid nicht aus. — Diese magischen Reize, diese Zauberfähigkeiten sind mein weißes Kleid, ich flehe auch, daß es mir bleibe, bis ich werde, aber Herr: diese Ahnung läßt sich nicht bestreiten, daß auch mir dies weiße Kleid ausgezogen werde, daß ich in den gewöhnlichen des alltäglichen gemeinen Lebens einhergehen werde." — „Du bist mein Schutzaltar, zu Dir werde ich flüchten; diese Liebe, diese mächtige, die zwischen uns waltet, und die Erkenntniß, die mir durch sie wird, und die Offenbarungen, die werden meine Schutzmauern sein; sie werden mich frei machen von denen die mich richten wollen. Dein Kind." [1]

Als sie für den Tyroler Aufstand schwärmte,

---

[1] Briefwechsel (3. Aufl. 1881). S. 78 u. 79, S. 83 u. 84. Nach den gedruckten Daten: Briefe vom 17. u. 29. Juni 1807.

fühlte sich diese Mignon von kriegerischer Sehnsucht ergriffen: Dahin! Dahin! „Ich möchte zu Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte dich mit uns jenseits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen." „Hier unter den Tyrolern kannst Du handeln für ein Recht, das eben so gut aus reiner Natur entsprungen ist, wie die Liebe im Herzen der Mignon." „Ach ich muß klagen, Goethe, über alle Schwierigkeiten früherer Zeit, die Du mir angethan, ich fühle mich jetzt so hülflos, so unverstanden, wie damals die Mignon."[1]

2. Die Goethe-Religion.

Bettinas Briefe sind aus dem Cultus des Genius hervorgegangen, der ihr in Goethe erschienen war, aus einem „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit" von Goethe, das ich nicht anders und besser zu bezeichnen wüßte, als mit dem Worte Religion, wie Schleiermacher unser Gottesgefühl genannt hat; ein solcher Cultus läßt sich nicht erkünsteln, sondern will erlebt sein, und das ist

---

[1] Ebendas. II. Theil, S. 232—234. Br. v. 20. März 1809.

von Bettina in genialischer Stärke geschehen, sie hat die Gedichte Goethes nicht wie litterarische Producte, sondern als Offenbarungen empfangen und so in sich aufgenommen, daß sie Leben in ihr, neues Leben geweckt haben. Diese Goethe-Religion hat im Stillen viele Bekenner gefunden, auch solche, die sie früher, besonnener und geselliger als Bettina zur Darstellung und Geltung gebracht haben, wie namentlich die Rahel, aber diesen Goethecultus in der Gestalt eines davon erfüllten Werkes in der deutschen Litteratur beurkundet zu haben, ist die That der Bettina und die Bedeutung, die dem „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ zukommt. Ihr war es verliehen, auszusprechen, was viele gefühlt haben und fühlen. Ihre Briefe sind ein unvergängliches und einziges Denkmal eines jugendlich weiblichen, von der Gewalt Goethescher Dichtungen frühzeitig ergriffenen und hingerissenen Seelenlebens von außerordentlicher Begabung und angeerbter dichterischer Gefühlsart; sie sind inspirirt von der Idee der Vergötterung Goethes: der plastische Ausdruck dieser Apotheose sollte das „Denkmal“ sein, wie es der Phantasie Bettinas vorgeschwebt und Steinhäuser

dasselbe ausgeführt hat. Daher sind die Briefe „Seinem Denkmal“ gewidmet.

Um ihre Goethe-Religion den Lesern vor Augen zu stellen, lasse ich sie selbst reden: „Ich wollte einschlafen in Dir, im Denken an Dich. Was heißt das: im Herrn entschlafen? Oft fällt mir dieser Spruch ein, wenn ich so zwischen Schlaf und Wachen fühle, daß ich mit Dir beschäftigt bin.“[1] „Ich weiß ein Geheimniß: wenn zwei mit einander sind und das göttliche Glück waltet zwischen ihnen: das ist das höchste Glück. Adieu mein lieber Freund.“[2] „Ach ich will dem Götzendienst abschwören! Von Dir spreche ich nicht, denn welcher Prophet sagt, daß Du kein Gott seist?“ — „Zum Tempeldienst bin ich geboren“ — „Du bist mein Tempel. Wenn ich mit Dir sein will, reinige ich mich von des Alltäglichen Bedrängniß, wie einer, der die Feierkleider anlegt; so bist Du der Eingang zu meiner Religion. Ich nenne Religion das, was der Geist auf der Lebensstufe des Augen-

---

[1] Ebendas. S. 89 (Wartburg, den 1. August in der Nacht).

[2] Ebendas. S. 104 (Brief 2. Oktober). Ebendas. S. 278 (13. December 1809).

blicks ergreift und im Gedeihen weiter bildet, wie die Sonne Blüthen und Früchte! Du siehst mich an wie die Sonne, und fächelst mich an wie der Westwind, unter solchen Reizungen blühen meine Gedanken."[1]

Wenn es in ihrer Seele stürmt, so flüchtet sie in Gedanken zu Goethe, zur Anschauung seines Lebens und seiner Persönlichkeit, und diese Vorstellung wirkt besänftigend und klärend auf ihr Gemüth, wie in Goethes Gedichten der Mond. „Ich möchte anders als wie mit Worten mit Dir sprechen; ich möchte mich an dein Herz drücken; — ich fühl', daß meine Seele lodert", — „und das Herz wogt wie das Meer." — „Dann löst mich eine Rückerinnerung an Dich wieder auf; die Feuer- und Kriegszeichen gehen langsam an meinem Himmel unter und Du bist wie der hereinströmende Mondstrahl. Du bist groß und herrlich und besser als alles, was ich bis heute erkannt und erlebt habe, — dein ganzes Leben ist so gut."[2]

Auf den Wunsch Goethes hatte sich Bettina von der Mutter seine Kindheitsgeschichte erzählen lassen

---

[1] Ebendas. III. Theil, S. 426.

[2] Ebendas. S. 87 (Juni 1807).

und für ihn aufgezeichnet; diese Aufzeichnungen haben ihm vorgelegen, als er „Dichtung und Wahrheit“ schrieb. Wie Bettina als die Trägerin seiner Kindheitsgeschichte sich fühlt und ihm darstellt, diese Stelle gehört zu den schönsten des ganzen Briefwechsels: „Deine Mutter gebar Dich in ihrem siebzehnten Jahre und im sechsundsiebzigsten konnte sie alles noch mitleben, was in deinen ersten Jahren vorging, und sie besäete das junge Feld, das guten Boden, aber keine Blumen hatte, mit diesen ewigen Blüthen: und so kann ich Dir wohl gefallen, da ich gleichsam ein duftender Garten dieser Erinnerungen bin, worunter deiner Mutter Zärtlichkeit die schönste Blüthe ist, und — darf ich's sagen? — meine Treue die gewaltigste.“[1]

Am 14. August schreibt sie von Cassel: „Morgen reise ich nach Frankfurt, da will ich der Mutter alle Liebe anthun und alle Ehre, denn selig ist der Leib, der dich getragen hat“.[2]

---

[1] Ebendas. S. 350 (Br. 4. November 1810). — Vgl. Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von G. von Loeper (Berlin, Hertz 1879), S. 180 ff.

[2] Briefwechsel S. 96.

3. Bettinas Täuschungen.

Die Religionen erzeugen Mythen und täuschen die Gläubigen nicht blos auf naive und unabsichtliche Weise, sondern auch, wie es am Ende nicht anders sein kann, mit Berechnung und Absicht. So ist es auch der Goethe-Religion und ihrem Cultus unter den Händen Bettinas ergangen. Damit der Briefwechsel der Idee, wovon er erfüllt war, vollkommen entspreche, nämlich der Apotheose Goethes und seinem Denkmal, hat ihn Bettina, als sie denselben herausgab, vielfach verändert und tendenzmäßig componirt. Da mußten Daten umgestellt, Namen und Personen hie und da verändert, manche Stellen weggelassen, andere erfunden und hinzugefügt, auch Goethesche Gedichte mit dem Briefwechsel verknüpft und ihm einverleibt werden, die gar nichts damit zu thun hatten.

Die Erwähnung der Frau Goethes und des Bräutigams der Bettina passen nicht wohl in diese Briefe, die als „das höchste Glück" feiern, „wenn zwei mit einander sind und das göttliche Glück zwischen ihnen waltet". In seinen Zeilen vom 9. September 1809 hatte Goethe geschrieben: „Meine Frau grüßt auf's Beste". Nun läßt

Bettina ihn schreiben: „Der Herzog grüßt dich auf's Beste“ u. s. f.[1]

Während ihres Aufenthaltes im Rheingau schreibt Bettina an Goethe und läßt uns lesen: „Ich träumte, daß ich längs den schilfigen Ufern des Rheins schiffte, und da, wo es am tiefsten war, zwischen schwarzen Felsspalten, da entfiel mir Dein Ring; ich sah ihn sinken, tiefer und tiefer, bis auf den Grund! Ich wollte nach Hülfe rufen; — da erwachte ich im Morgenroth, neubeglückt, daß der Ring noch am Finger war. Ach Prophet! Deute mir diesen Traum!“ Sie läßt ihn unter dem Text ihres Briefes antworten:

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.
Also träumt ich: Morgenröthe
Blitzt ins Auge durch den Baum,
Sag' Poete, sag' Prophete,
Was bedeutet dieser Traum?
„Dies zu deuten bin erbötig,
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt“
u. s. f. u. s. f.[2]

[1] G. v. Loeper, Goethes Briefe u. s. f. Einl. S. XLI.

[2] Briefwechsel, S. 150—151.

Der Brief Bettinas ist vom 18. Juli 1808, das Gedicht Goethes, in den Westöstlichen Divan gehörig, ist vom 17. September 1815[1]. Nicht Goethe hat den Rhein in den Euphrat, sondern Bettina hat den Euphrat in den Rhein übersetzt und den Traum vom Ringe, der in die „Wasserklüfte" fiel, nicht im Sommer 1808, sondern siebenundzwanzig Jahre später geträumt oder vielmehr geträumt zu haben für gut gefunden; sie hat damals nicht geahndet, daß auch im Hinblick auf Goethe eine historisch-kritische Forschung im Anzuge sei, welche der Goethe-Religion, wie sie dieselbe ausgeübt hatte, recht unbequem werden und ihre falschen Data und anachronistischen Träume aufdecken würde. Durch die vielen berechneten Täuschungen hat sie dem Werthe und Eindrucke ihres Briefwechsels nur zu sehr geschadet und ein solches Mißtrauen wider sich und ihr Werk erweckt, daß manche Kritiker nun buchstäblich „das Kind" mit dem Bade ausgeschüttet und, wie z. B. H. Marggraff, alles für unecht und den ganzen Brief-

[1] Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, herausgegeb. von Th. Creizenach (Stuttgart, Cotta 1877), S. 51: Suleika und Hatem.

wechsel für ein falsches Machwerk gehalten haben.

Es ist eines der vielen und großen Verdienste, welche sich G. von Loeper als Goetheforscher erworben: daß er in dem eben genannten Werke durch die Vergleichung des ersten urkundlichen Briefes der Bettina an Goethe und von vierzehn Originalbriefen Goethes an Bettina mit dem gedruckten Briefwechsel der Verurtheilung des letzteren Einhalt gethan und zur Lösung der darauf bezüglichen kritischen Fragen einen sehr wichtigen Beitrag geliefert hat. Dies gilt namentlich auch von der Frage nach dem Zusammenhang zwischen den Sonetten Goethes und den Briefen Bettinas. Daß Goethe einige seiner Sonette in ihrer ursprünglichen und handschriftlichen Fassung der Bettina mitgetheilt hat, ist nunmehr außer Zweifel gesetzt, es ist von dreien die Zusendung nachgewiesen, darunter eines, das ein Motiv enthält, welches Goethe in dem zehnten seiner Sonette verwendet hat.[1]

---

[1] G. von Loeper: Goethes Briefe an Sophie von La Roche u. s. f. Einl. XL—LI. S. 147—197. Diese drei Sonette sind: I, V, X („Mächtiges Überraschen",

„Somit war also", urtheilt Loeper, „Bettina in der Aneignung der Sonette und im Hinweis auf den Briefwechsel als Quelle ganz im Rechte. Daß sie sich aber dann bedeutend mehr zueignete, als eine verständige Benutzung ihrer Papiere erlaubte, war von ihrem Standpunkt der künstlerischen Abrundung und des psychologischen Interesses durchaus kein Unrecht. Die Kritik muß jedoch ihren zierlich geflochtenen Kranz erbarmungslos zerpflücken, sie kann keinen ästhetischen Zweck billigen, der auf Kosten der inneren Wahrheit erreicht wird."[1]

4. Goethes Sonette und Bettinas Briefe.

Wir können diesem Ausspruche, so weit er das Verfahren Bettinas rechtfertigt, nicht ganz beistimmen. Die Sonette bilden einen Kranz. Die Zusendung einiger ist nicht die aller; die Mittheilung an Bettina beweist nicht, daß sie der Gegenstand dieser Sonette war, auch nicht in dem

„Wachsthum" und „Sie kann nicht enden"). Vgl. Briefwechsel S. 93, S. 131 ff., S. 114.

[1] G. von Loeper: Goethes Briefe an Sophie von La Roche u. s. f. Einl. S. XL—XLI.

einzigen Falle, in welchem Goethe einige ihrer Worte in eines seiner Sonette aufgenommen und nach seinem eigenen Ausdruck „übersetzt" hat.

Freilich muß die Kritik den von Bettina geflochtenen Kranz zerpflücken, da Bettina den von Goethe geflochtenen zerpflückt hat.

In ihrem ersten, urkundlich vorhandenen Briefe vom 15. Juni 1807 schrieb sie: „Auch darf ich mich nicht scheuen, diesem Gefühl mich hinzugeben, denn ich war's nicht, die mir es in das Herz pflanzte, ist es denn mein Wille, wenn ich plötzlich aus dem augenblicklichen Gespräch hinüber getragen bin zu Ihren Füßen, dann setze ich mich an die Erde und lege den Kopf auf Ihren Schooß, oder ich drücke Ihre Hand an meinen Mund, oder ich stehe an Ihrer Seite und umfasse Ihren Hals, und es währt lange, bis ich eine Stellung finde, in der ich verharre, dann fang' ich an zu plaudern, wie es meinen Lippen behagt, die Antwort, die ich mir in Ihrem Namen gebe, spreche ich mit Bedacht aus: Mein Kind! mein artig gut Mädchen, liebes Herz! sag' ich zu mir, und wenn ich das bedenke, daß Sie vielleicht wirklich es sagen könnten, wenn ich so vor Ihnen stände,

dann schaudere ich vor Freude und Sehnsucht zusammen."[1]

Da steht in gesperrter Schrift: „liebes Herz!" Und „Herzlieb" heißt das Thema der Sonette. Bettina legt Goethen diese Koseworte in den Mund, damit er sie ihr gegenüber brauche. Er braucht sie in gesperrter Schrift ganz in demselben Sinn und zu demselben Zweck für das Liebchen, welches seine Sonette feiern. In dem zehnten lautet die erste Terzine:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen,
Die du so freundlich meine Seele stilltest,
Mit süßem Worte mich so ganz verwöhntest.

Ein Brief Goethes an Bettina schließt mit den Worten: „Adieu, mein artig Kind! schreibe bald, damit ich wieder was zu übersetzen habe". Mit Beziehung auf diese Stelle hatte Wilhelm Grimm schon vor dem Drucke des Briefwechsels etwas unbestimmt geäußert: „Mehrere Briefe hat

---

[1] Ebendaselbst. Goethes Briefe an Bettina Brentano. Nach der Originalhandschrift S. 150, 152. Vgl. Briefwechsel S. 72 (Kassel, den 15. Mai 1807).

Goethe in Gedichte übersetzt, wie er selbst scherzhaft sagt".[1]

Der eben angeführte Brief Goethes stammt nachweislich aus den ersten Tagen des Januar 1808, Bettina aber hat in dem gedruckten Briefwechsel ihn datirt vom 5. September 1807. Dann müßte das Sonett, worin jene Terzine steht, schon im Sommer 1807 verfaßt sein, also vor dem Aufenthalt in Jena, ohne Beziehung auf Minna Herzlieb, vielmehr in Beziehung nur auf Bettina. Dies der Grund der willkürlichen Zurückdatirung des Briefes.

Riemer, der Goethen nach Jena begleitet hatte und bei seinem dortigen Aufenthalte (vom 11. November bis 18. December 1807) ihm zur Seite war, wußte genau, wie es sich mit der Sache verhielt. In seinen „Mittheilungen über Goethe" berichtet er: „Der Stoff der Sonette ist ganz wo anders her, und eine Menge in den Sonetten vorkommender Umstände kann schon dem Ort und der Zeit nach, auch gewisser Verhältnisse wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden. Die nähere

[1] G. von Loeper: Goethes Briefe an Sophie von La Roche u. s. f. Einl. XXXVIII u. XXXIX.

Auseinandersetzung dieser Unmöglichkeit kann hier nicht gegeben werden; nur so viel ist zu sagen, daß ein Dutzend dieser Sonette schon 1807 vom 29. November Adv. dom. an bis 16. December in Jena verfertigt und durch meine Hand gegangen, Zeltern unter dem letztern Datum verheißen wurden und ihm auch den 22. Juni 1808 von Karlsbad aus wirklich zukamen. Bettina war diesmal mit Schwestern und Bruder vom 1.—10. November in Weimar gewesen und am 10. wieder abgereist. Den folgenden Tag fuhr Goethe mit mir nach Jena, wo wir bis zum 18. December blieben. Während dieses Aufenthaltes wurden in den abendlichen Lesecirkeln bei Frommann, Knebel u. a. besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und zuletzt auch von Goethe versucht und zwar gleich in einer gewissen Anzahl. In dieser kurzen Zeit also, mit wahrer «Sonettenwuth» gedichtet, können sie, auch wenn der Inhalt und sonst ein Umstand der Zeit nicht widerspräche, gar nicht auf Bettina gemeint oder gemünzt sein."[1]

„Lieb Kind! Mein artig Herz!" Wenn man das letzte Wort mit dem ersten vereinigt, so hat

[1] Riemer: Mittheilungen über Goethe I, S. 34.

man den Namen „Herzlieb". In dem zehnten Sonett ist schon das siebzehnte vorgebildet, das den Sonettenkranz mit der „Charade" schließt, die Bettina erhielt, aber nicht lösen konnte.

„Deine Charade", so schrieb sie den 30. August 1808, „habe ich schlaftrunken ans Herz gelegt, aber gerathen hab' ich sie nicht." „Ach, ich möchte wissen, was es ist:

Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten sie zu lallen.

Was hoffst Du? — sag' mir's und wie soll die Geliebte denn heißen? Welche Bedeutung hat der Name, daß Du mit Entzücken ihn nur zu lallen vermagst?

In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfangen.

Wer sind die beide? Wer ist mein Nebenbuhler? In welchem Bild soll ich mich spiegeln? Und mit wem soll ich in Deinen Armen verschmelzen? — Ach, wie viele Räthsel in einem verborgen, und wie brennt mir der Kopf; nein, ich kann es nicht rathen, es will nicht gelingen, mich von Deinem Herzen loszureißen und zu speculiren.

Es thut gar wohl, an schön beschloss'nen Tagen
Eins an dem anderen kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Das thut Dir wohl, daß ich an Dir verglühe, an schön beschlossenen Tagen, wo ich den Abend in Deiner Nähe zubringe, und mir auch,

Und kann man uns vereint zusammen nennen,
So drückt man aus mein seligstes Verlangen.

Du siehst Freund, wie Du mich hinüberrathen läßt in die Ewigkeiten, aber das irdische Wort, das der Schlüssel zu allem ist, das kann ich nicht finden." [1]

Goethe mag wohl gelacht haben, als er diesen Brief las. Vollkommen überzeugt, daß sie allein der Gegenstand der „Charade" wie der Sonette überhaupt sein könne, hat Bettina das Gedicht wie ein Kleid, das nach Maß und Schnitt nur für sie gemacht sei, zu wiederholten malen anprobirt, und es wollte nicht passen. Sie konnte das Räthsel nicht lösen, obwohl nichts weiter dazu gehörte, als die Combination von „Herz" und „Liebe"; sie konnte das Wort der Lösung nicht finden, obwohl sie es dem Dichter selbst in die Feder dictirt hatte. Es

---

[1] Briefwechsel, S. 207—208.

war wirklich ein kleines Lustspiel, eine Art „lautes Geheimniß", wie das große Lustspiel von Calderon!

Gewiß hat G. von Loeper Recht, wenn er auf den unverkennbaren Zusammenhang zwischen Bettinas erstem Brief (nach der Originalhandschrift) und Goethes zehntem Sonett hinweist. „Ich wüßte nicht, warum man den klaren Zusammenhang des Sonetts «Sie kann nicht enden», welches gesperrt dieselben Koseworte enthält, wie das hier abgedruckte Schreiben Bettinas vom 15. Juni 1807, mit dem Briefwechsel leugnen sollte, noch wie man es könnte."

Nur ist, müssen wir einwenden, der Zusammenhang kein solcher, wie Bettina sich und uns glauben lassen möchte, und auch G. v. Loeper in diesem Falle annimmt. Keines der Sonette gilt der Bettina, auch dieses nicht. Die Sonette bilden einen Kranz, der als solcher nicht zwei Themata haben kann, sondern nur eines. Dies gilt von jedem seiner Glieder. Wer den Gegenstand doppelt oder vielfach sieht, der hat den Kern und auch die Kunst der Sonette nicht richtig erkannt und ist von einer Augentäuschung befangen.

In einem Punkt hat Bettina richtig gesehen und richtiger als die meisten Leser der Sonette.

„Du läßt mich in die Ewigkeiten hinüberrathen, aber das irdische Wort, was der Schlüssel zu allem ist, kann ich nicht finden.“ Jawohl: es ist der Schlüssel zu allem. Dieses irdische Wort heißt „Herzlieb“.

VI. Minna Herzliebs Briefe.

Unter den Freundinnen, welche Minna Herzlieb in früher Mädchenzeit sich in Jena gewonnen hatte, war wohl Christiane Selig aus Lüneburg ihr die liebste und vertrauteste. Nachdem diese im Sommer 1806 nach ihrer Heimath zurückgekehrt war, wo sie bald nachher sich mit ihrem Vetter Wilhelm Albers verlobt, später verheirathet hat, entstand zwischen den Freundinnen ein spärlicher Briefwechsel, von welchem vier Briefe Minnas aufbewahrt und von K. Th. Gaedertz (dem sie die Enkelin der Frau Albers anvertraut hat) unter dem Titel „Goethes Minchen“ herausgegeben worden sind.[1]

[1] Goethes Minchen. Zweite verm. Aufl. Bremen, Müllers Verlagsbuchhandlung 1889. Diese vier Briefe datiren: Jena, den 27. September 1806, Jena, den 29. Januar 1807, Jena, den 16. Februar 1808 und Züllichau, den 15. October 1808. Einl. S. XXXVIII.

1. Die erste Liebe.

Aus dem ersten Briefe erfahren wir, daß sie in der Stille einen jungen livländischen Edelmann, Heinrich von Manteuffel liebt, der seit dem Herbst 1802 einige Jahre in Jena studiert, viel in dem Frommannschen Hause verkehrt und sich das Bild Minnas zu verschaffen gewußt hat, als er fortging; sie ist durch diese Nachricht, die ihr die Freundin mitgetheilt hat, beglückt und zugleich wegen ihres Rufes ängstlich besorgt. „Aber was soll ich zu der Geschichte mit Manteuffel sagen? Denn daß es Jemand anders wäre, ist wohl nicht wahrscheinlich. Ich habe ihm nie Gelegenheit gegeben, daß er hätte glauben können, er sei mir mehr, als alle die andern Herrn, die zu seiner Zeit bei uns aus- und eingingen. Du weißt wohl aber, wie ich für ihn glühte und wie er gegen mich gesinnt war? Ach! was habe ich da Alles gelitten, denn ich war mir ja ganz selbst überlassen, ein Mädchen von noch nicht vierzehn Jahren. Du glaubst, er hätte mich noch nicht vergessen? Ach! er denkt gewiß nicht mehr an mich! und wenn er es auch thäte? Was könnte es uns helfen? Denn er ist ja von Adel und ich? — Die Geschichte hat

meine Liebe wieder recht angefacht, ich mache mir aber recht ernste Vorwürfe darüber und werde gewiß auch wieder vernünftig werden. Du thätest mir aber doch einen rechten Gefallen, wenn du mehr von ihm erfahren könntest, ich höre ja in Jena auch nicht das Allergeringste von ihm." [1]

Nachdem sie im nächsten Briefe ihre Erlebnisse im Frommannschen Hause während der Schlacht bei Jena geschildert hat, kommt sie auf die Frage zurück, die ihr recht eigentlich am Herzen liegt: „Ich habe noch etwas auf dem Herzen, nähmlich ob du wieder etwas von dem Bewußten gehört hast? Den Namen mag ich kaum nennen, es ist recht albern von mir, sein Schicksal könnte mir nun ganz gleich sein, denn es wird doch nie ein anderes Verhältniß zwischen uns stattfinden, und doch bin ich so neugierig, was er treibt, aber nun genug von dem Menschen, nie will ich wieder von ihm reden." [2]

2. Die Goethezeit.

Als sie zum dritten male schreibt, hat sie der Freundin ihre schönsten Erlebnisse zu erzählen.

---

[1] Ebendas. S. 10 ff. — [2] Ebendas. S. 32.

Goethe war in der jüngsten Zeit fünf Wochen lang in Jena gewesen (11. November bis 18. Dezember 1807) und als befreundeter Gast gern und oft im Hause Frommann erschienen; Zacharias Werner, nach Weimar gekommen, um Goethen zu sehen, war sogleich ihm nachgereist (2. December 1807), in seiner Nähe geblieben und in den ihm befreundeten Häusern, wie bei Knebel und Frommann, gastlich aufgenommen worden. Er hatte hier seine Sonette vorgelesen und Goethen, der die künstliche Art dieser Klanggedichte keineswegs liebte, zu einem Wetteifer entzündet, ja hingerissen, den dieser selbst im Kranz der Sonette, die nunmehr entstanden, seine „Sonettenwuth" genannt hat. Freilich würde der bloße Reiz des Wetteifers eine so feurige und geniale Ausübung der ihm widerstrebenden Kunstform niemals hervorzurufen vermocht haben, wenn nicht eine tiefere unwiderstehliche Gewalt ihm beigestanden und die Flügel verliehen hätte. Dies that, wie es der Dichter selbst in einem seiner Sonette bekennt: „die Raserei der Liebe". „Sonettenwuth und Raserei der Liebe!"

Minna Herzlieb, von Goethes Geistesherrlichkeit geblendet, in ihrer eigenen Geisteseinfalt unvermögend,

die Bedeutung jener zu erkennen und mit einem treffenden Wort zu bezeichnen, schreibt ihrer Freundin: „Goethe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können und so denen, die sich so sehr bemühen, immer besser zu werden, auf den rechten Weg zu helfen und ihnen Nahrung für Kopf und Herz zu verschaffen". — „Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir gestehen, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Thränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist, und damit Punctum." Dann spricht sie von Zacharias Werner. „Du hast vielleicht was von seinem Luther oder seinen Söhnen des Thals gehört, ich kenne weder das Eine noch

das Andere, aber wenn man von ihm spricht, so heißt es immer: Ach, der Verfasser von den Thalsöhnen u. s. w." „Eitel ist er in einem hohen Grade, aber mehr auf seine Persönlichkeit als auf seine Werke." „Er sähe es sogar nicht ungern, wenn man sagte, daß man ihn ganz unwiderstehlich schön fände. Aber das, glaube ich, wird er wohl in seinem Leben nicht hören, denn er ist von der Natur ganz erstaund vernachlässigt. Goethe ist sein Ideal, und wenn der ihm ein freundliches Wort sagt und seine Sachen lobt, so meint man, daß die Freude seines Gesichts sich über sein ganzes Wesen verbreite, und er kömmt einem dann wirklich weniger häßlich vor. Ich kann es ganz erstaund an einem Dichter achten, wenn er sich nicht für mehr hält, als er wirklich ist, und meint nach ein paar Jahren, wenn er gehörigen Fleiß und Mühe angewandt hat, wohl ebenso weit als Goethe zu sein."[1]

3. Charakter und Schicksal.

Um ihre Gefühls- und Geistesart zu charakterisiren, lasse ich sie selbst reden. In dem so eben angeführten Briefe, bevor die Rede auf Goethe

[1] Ebendas. S. 53—56.

kommt, schreibt sie: „Ich glaube, wenn ich mich ganz gehen ließ, ich lebte nicht mehr, denn die Gefühle sind bei mir so unendlich stark und der Verstand so schwach, daß ich recht Mühe habe, daß das Starke das Schwache nicht ganz verdrängt, da doch eins ohne das andere nicht gut bestehen kann. Denn ein bloßer Verstandesmensch ist gewiß nichts Wünschenswerthes und einer, der nur in seinen Gefühlen lebt, ist gewiß recht unglücklich, denn in was könnte er wohl ganz Befriedigung finden?" „Ich bin zu leidenschaftlich, wüßte ich nur ein Mittel. Ich habe schon viele Versuche gemacht, aber ehe ich mich's versah, war ich wieder beim Alten!"[1] (Ich gebe genau ihren stilistischen wie orthographischen Ausdruck.)

Obwohl sie den heiteren Eindrücken der Gegenwart sich fröhlich hingeben konnte, die kleinen häuslichen Geschäfte mit angenehmer Sorgfalt erfüllte und in der Anmuth und Lieblichkeit ihrer Erscheinung jedem ein Augentrost war, so wurde sie doch im Stillen von schwermüthigen Stimmungen angewandelt und oft dergestalt niedergedrückt, daß sie sich der Heilung und des Trostes recht bedürftig fühlte. „Ich weiß,

[1] Ebendas. S. 48 ff.

du würdest mich heilen", schrieb sie ihrer vertrauten Freundin, in eben jenem Brief, der von Goethe handelt. Und einige Monate später, nachdem sie zu den Ihrigen in Züllichau zurückgekehrt war: „Ich genieße auch die Zeit recht und alles, was mich trübe machen könnte, verbanne ich aus meiner Seele, wer weiß, ob ich nicht ganz geheilt werde, und dann ist mir geholfen, wenn ich nur mein begangenes Unrecht wieder gut machen könnte."[1]

Sie hat ihren Trost in Thränen und in Goethes wunderbarem, an ein Volkslied anklingendem Gedichte „Trost in Thränen" gefunden, das sie in jenen Tagen, wie Fr. Frommann aus den Erinnerungen seiner Knabenzeit berichtet, gesungen habe, wo sie ging und stand:

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.

---

[1] Ebendas. S. 49 u. 91.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag.

Welches ist der Stern, zu dem sie so sehnsüchtig emporschaut, ohne ihn begehren zu dürfen? Und worin bestand jenes „begangene Unrecht", dessen sie sich in dem nächsten und letzten ihrer vorhandenen Briefe anklagt? Es liegt allerdings sehr nahe zu meinen, daß Goethe dieser Stern war, und daß sie die Gefühle, womit sie die leidenschaftliche Neigung des großen Dichters, des jüngst verheiratheten Mannes erwiderte, als ein Unrecht empfand und sich vorwarf. Es war in ihr keine Spur von der Fähigkeit und Stärke genialer Gemüthsbewegungen, sie kannte weder die echten noch die unechten, die eben damals anfingen Mode zu werden; sie war und blieb von den altsittlichen pastoralen Anschauungen des väterlichen Pfarrhauses beherrscht und konnte schon eine kleine Verfehlung, eine leichte Nachlässigkeit in der Freundschaft wie eine lastende

Schuld empfinden. Wenn man den Anfang ihres Goethe-Briefs liest, so wird man ganz ängstlich gestimmt. Mein Gott, was ist passirt? Ist diesem Gretchen ein Faust zu nahe gekommen?

„Könnt' ich dir mein reuiges Herz zu Füßen legen“, — „ich weiß mir nicht zu helfen. Die Scham über mein Vergehen beklemmt mir das Herz so, daß ich nur hinaus möchte, um ihm Luft zu machen, wenn es nur was helfen wollte“, — „aber so muß ich der Gewalt unterliegen und darf nicht das Mindeste dawider sagen, da das Gewissen nicht rein ist.“[1] Das klingt ja fast, wie Gretchen im Dom! Man liest weiter und athmet auf. „Ich habe leider schon gegen manchen Menschen ähnliche Sünden begangen“ u. s. w. Es ist von keinem Faust die Rede, sondern von der Freundin, deren Brief sie zu lange unbeantwortet gelassen. Das war alles? Gott sei Dank!

Nachdem ich ihre Briefe gelesen habe, die so einfach blühen, daß der Herausgeber nicht nöthig gehabt hätte, sie zu commentiren, zu erörtern, zu diesem Zwecke zu wiederholen und dadurch noch

---

[1] Ebendas. S. 46 u. 47.

unbedeutender zu machen, als sie sind, glaube ich gern, wie Fr. Frommann auch berichtet, daß sie „schreibfaul“ war. Briefe zu schreiben, war nicht in ihrer Art, es konnte ihr keine Erleichterung gewähren, sondern nur zur Last und Mühe gereichen. Nunmehr bin ich auch überzeugt, daß zwischen Goethe und ihr keine Briefe gewechselt worden sind, wie man vermuthet und gefabelt hat.

Gegen den Ansturm der Gefühle gab es in ihrem Wesen gar keine intellectuellen Gegengewichte, und sie war sich dieses Mangels wohl bewußt. Ein kleines Schuldgefühl, wie ein gegen die Freundin versäumter Brief, war ihr schon drückend; ein größeres aber, das sie bei einer helleren intellectuellen Selbstkenntniß vermieden haben würde, lastete auf ihr so schwer, daß sie es nicht zu überwinden vermochte und in einen Zwiespalt mit sich selbst gerieth, woran sie zu Grunde ging. In ihrem Seelenleben wie in ihren Schicksalen bleibt manches verschleiert und dunkel.

Gleich nach ihrer Goethezeit war sie, wie schon erwähnt, zur Hochzeit der Schwester nach Züllichau zurückgekehrt und hatte sich hier einige Jahre später mit dem Professor Pfund verlobt, nachdem sie

mehrere andere Heirathsanträge abgelehnt. Sie glaubte, diesen Mann zu lieben. Als er aber bald darauf (Weihnachten 1812) in Jena erschien, um die geliebte Braut heimzuführen, empfing sie ihn kalt und ließ ihm durch ihre Pflegemutter erklären, daß sie nicht im Stande sei, ihn zu heirathen. Goethe schrieb damals an eine gemeinsame Freundin (24. Febr. 1813): „Grüßen Sie Minchen. Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treueren Element an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen."[1]

Als sie am 24. October 1812 nach Jena zurückgekehrt war, hatte sie der Frau Frommann sogleich anvertraut, daß ihr Herz dem Bräutigam schon entfremdet und abgewendet sei. Diese schrieb alsbald ihrem Manne: „Es ist mehr wie ein Unrecht geschehen, ich kann weder mit Gedanken noch mit Worten schelten, denn ich kenne die Gefühle eines jugendlichen Herzens; manchmal ist mir's, als wünschte ich diese Helena zu verdoppeln, um dem schönen Paris das Blendwerk zu geben, damit er den Wunsch seines Herzens erfüllt glaubt. Erwacht,

[1] Ebendas. S. 110. Vgl. oben S. 24.

im reiferen Besinnen würd' er mir's vielleicht danken, das wirklich häuslich sittliche Weib scheint mir bei dem andern noch immer recht und gut angebracht. Aber es kann auch sein, daß die erste Liebe ein treues Herz bewahrt; wie ist man dazu befugt, wozu soll man etwas stören, was so schön und heilig ist! Doch ich muß, ich kann mit dir noch nicht über eine Sache sprechen, die mir selbst noch nicht klar ist. Wir haben uns wenig allein gesprochen, will's Gott, heute mehr! Schnell entscheiden kann ich gar nicht, wenn ich auch wollte, — und ich kann ja nicht wollen . . ."[1]

Der „Andere", von dem sie redet, ist der Bräutigam; der „schöne Paris" aber ist der Geliebte, und da dieser ausdrücklich ihre „erste Liebe" genannt wird, so kann es nicht räthselhaft sein, wer gemeint ist: kein anderer als H. von Manteuffel, welches Herzensgeheimniß, wie es aus dem ersten ihrer Briefe erhellt, beiden Frommanns ohne Zweifel bekannt war. Es wäre lächerlich, unter dem schönen Paris, der bei reiferem Besinnen die Täuschung mit dem Blendwerk dankbar hinnehmen würde, sich

---

[1] Gaedertz, S. 112—113.

den dreiundsechzigjährigen Goethe vorzustellen. Und nun glaube ich auch, daß der Stern, der ihr vorschwebte, wenn sie den „Trost in Thränen" sang, der Gegenstand ihrer ersten Liebe war. Offenbar ist in der Zeit zwischen der Verlobung und dem Bruch mit dem Professor Pfund jener Stern ihr wiedererschienen und hat ihre Lebensbahn von dem ergriffenen Wege abgelenkt. Die näheren Umstände kennen wir nicht, und es liegt nicht in meinem Interesse, noch weniger in dem Zweck meiner gegenwärtigen Schrift, sie zu erforschen.

Neun Jahre später hat Minna Herzlieb sich entschlossen, ihre Hand zum Ehebunde (25. September 1821) einem angesehenen, in jeder Hinsicht achtungswürdigen, aber ungeliebten Manne zu reichen, dessen Bewerbungen sie zu wiederholten malen zurückgewiesen hatte. Es war der juristische Professor Walch in Jena. Von jetzt an war ihr Leben innerlich gebrochen. Immer von neuem und immer vergeblich rang in ihr das Mitleid mit der Abneigung, die Pflicht mit dem Widerwillen. Wenn sie jener gehorchte, wurde sie gemüthskrank; wenn sie diesem nachgab, quälten sie innere Vorwürfe. Der Gatte duldete ruhig, daß sie Jahre lang von

ihm getrennt lebte, bis Mitleid und Pflichtgefühl sie zurücktrieben, und der Versuch des Zusammenlebens abermals gemacht wurde und abermals umsonst. So hat diese Ehe äußerlich bestanden, bis der Tod des Mannes sie schied (29. Juni 1853). Still und in sich gekehrt, ohne den freundlichen Eindrücken der Welt verschlossen zu sein, hat die bedauernswürdige Frau ihre unglückliche Ehe noch zwölf Jahre überlebt; zuletzt führte ihre Gemüthskrankheit zur Geistesumnachtung, und sie mußte einer Nervenheilanstalt in Görlitz anvertraut werden, wo sie den 10. Juli 1865 starb.

Fast zwei Menschenalter waren vergangen, seitdem sie ihrer Freundin zu deren Verlobung ihre Glückwünsche gesendet und darin die Versicherung ausgesprochen hatte: „Ganz gewiß! — «Glücklich allein ist die Seele, die liebt!»" — „Ich will es dir nicht läugnen, daß ich mir auch sehr wünsche, daß ich es erst selbst fühlen möchte: es ist aber auch mein fester Entschluß, aus nichts als aus Liebe zu heirathen und dabei werde ich auch gewiß bleiben, und du wirst mich deßhalb loben!"[1]

---

[1] Ebendas. S. 13.

Und sechs Jahre nach diesem „festen Entschluß“ erfolgt eine Verlobung, die sie nach Jahresfrist auflöst, da sie einen Mann zu lieben geglaubt, den sie in Wahrheit nicht geliebt hat! Und neun Jahre nach dieser unglücklichen Verlobung schließt sie die unglückseligste aller Ehen, indem sie einen Mann aus Achtung heirathet, für den sie nicht die geringste Liebe empfindet, vielmehr statt der Liebe einen unsäglichen, unüberwindlichen Widerwillen!

In den ersten Jahren meiner Jenaschen Zeit bin ich ihr oft auf Spazierwegen im Paradiese begegnet; sie war damals nahezu siebzig, noch von jugendlich schlanker Gestalt und freundlich einnehmender Miene. Als bei der ersten Begegnung der Freund, mit dem ich ging, mir zuflüsterte: „Beachten Sie diese Dame genau, es ist Goethes Ottilie!“ war ich freudig überrascht, sie zu sehen, da ich wußte, wie es sich mit der Sache verhielt. Ich habe später einmal das Vergnügen gehabt, im Frommannschen Hause einen Gesellschaftsabend, an welchem Goethes Tasso vorgelesen wurde, ganz in ihrer Nähe zu verleben und mich angenehm mit ihr zu unterhalten. Mein Vater, der das Pädagogium in Züllichau gerade in den Jahren besuchte,

als sie auf längere Zeit dahin zurückgekehrt war, hatte mir erzählt, daß, wenn Minna Herzlieb zu sehen war, die Primaner zusammenliefen, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen.

4. Bettina und Minna Herzlieb.

Es ist kaum ein größerer Gegensatz zweier junger Mädchen denkbar, als der zwischen Bettina Brentano und Minna Herzlieb: jene, von dem Genius Goethes bacchantisch ergriffen, in seinen Werken belesen, in seinen Liedern einheimisch, dichterisch und theatralisch davon erfüllt, ihrer begeisterten Gefühle und Stimmungen so mächtig, daß sie dieselben in einer höchst ausdrucksvollen Sprache darzuthun und zu beschreiben wußte, eine unversiegliche Quelle brieflicher Ergüsse: man möchte meinen, der Dichter habe bei den Ueberschriften einiger seiner Sonette sie vor Augen gehabt, wenn es heißt: „Die Liebende schreibt“, „Die Liebende abermals“, „Sie kann nicht enden“! — Diese dagegen, geistig unentfaltet, in ihrer Ausdrucksweise ungewandt und gehemmt, von Goethes Genius und Sprache nicht emporgehoben, zu brieflichen Mittheilungen unbegabt und ungeneigt, sie hätte

Bettinen gegenüber sich mit Gretchen vergleichen und sagen können: „Bin doch ein arm, unwissend Kind“. Aber sie hatte vor Bettina voraus, was sie mit der Gretchenart gemein hatte: die echt weibliche, scheue, bescheidene, demüthige, allem dreisten, jungenhaften, männischen Wesen abholde Natur, dazu die Anmuth und Lieblichkeit ihrer persönlichen Erscheinung, die Goethen, obwohl er sie längst kannte, so mächtig überrascht hat, als sie in allem Zauber der Jugendblüthe ihm wie plötzlich entgegentrat. Es war im Frommannschen Hause bei einer Mittagsgesellschaft am 29. November, dem ersten Advent des Jahres 1807.

VII. Die siebzehn Sonette.

1. Die erste Gruppe: I—V.

Ich kann dem Briefe, worin Minna Herzlieb ihrer Freundin von Goethe erzählt, die Bedeutung unmöglich beimessen, die der Herausgeber ihm zuschreibt: „Diese wichtigsten und inhaltsschwersten Zeilen bringen“, wie er meint, „das Geständniß ihrer Liebe zu unserm großen Dichter“, — „das Bekenntniß ihrer gewaltsam niedergekämpften Liebe zu Goethe“, und weshalb sie so oft und gern

den „Trost in Thränen" gesungen habe. Wenn sie, zu den Ihrigen zurückgekehrt, der Freundin schreibt, wie wohl ihr die mündliche Mittheilung gethan, „da wir keine Geheimnisse vor einander hatten", so schließt der Herausgeber, daß sie den Ihrigen ein besonderes Geheimniß anzuvertrauen gehabt, welches kein anderes gewesen sein könne als ihre Leidenschaft für Goethe: „sie wird ihre Liebe zu Goethe mit allen Umständen und Einzelheiten rückhaltlos gebeichtet haben".[1] Ich glaube, daß sie nie anders als in Bewunderung und Ehrfurcht zu ihm dankbar emporgeblickt hat, recht mit dem Gefühl: „Was so ein Mann nicht alles, alles denken kann!"

Dagegen hat der Anblick dieses jungen Mädchens in aller ihrer Gretchen-Anmuth und Einfachheit Goethen leidenschaftlich gerührt und in dem fast sechzigjährigen Dichter die Gefühle jugendlicher Liebe erweckt, wie sie einst in der Sesenheimer Zeit und ihren Erinnerungen mächtig waren. Es mag ihm zu Muthe gewesen sein, als ob er die Wiederkunft der früh Geliebten erlebe und Friederike

[1] Ebendas. S. 46, S. 72, S. 86 ff., S. 94.

Brion ihm noch einmal in Minna Herzlieb begegne; es war in der Geschichte seiner erotischen Leiden und Leidenschaften ein Moment einziger Art, mit keinem früheren, mit keinem späteren vergleichbar: die Stimmung, aus der die Sonette hervorgingen.

Auch seine Lieblingsbilder aus früher Zeit erwachten von Neuem. In dem Zukunftsgefühl, daß es auch ihm beschieden sei, die Welt zu erobern, hatte er in „Mahomets Gesang" sein Leben mit dem Weltstrom verglichen, der über den Wolken entspringt, jünglingsfrisch aus der Wolke auf die Marmorfelsen niedertanzt, seine Bruderquellen mit sich fortreißt, zuletzt als der länderbeherrschende Strom, als herrliches Stromgebiet, zum Vater Ocean eilt:

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

In seinem Faust hatte er den tragischen Weltstürmer, in welchem er sich selbst anschaute, mit dem Alpenstrom verglichen, der schäumend bergab stürzt und die Felsen mit sich fort in den Abgrund reißt, auch das seitwärts gelegene Hüttchen, worin

die Liebe wohnt. Stimmung und Bild, beide sind urfaustisch:

Bin ich der Fremdling nicht, der Unbehauste,
Der *Unmensch* ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.[1]

Jetzt kehrt ihm das Bild wieder, das *wohlbekannte*. Wiederum vergleicht er sein Leben mit dem Strom, der aus wolkiger Felsenhöhe entspringt und thalabwärts dem Ocean zueilt. Sein Lauf ist nicht mehr, wie der welterobernde des Mahomet, nicht mehr, wie der weltstürmende des Faust, aber er ist unaufhaltsam. Da wird er plötzlich gehemmt durch einen mächtigen Felsensturz: nicht er ist es, „der die Felsen faßte und sie zu Trümmern schlug", es ist die Oreas, die sich plötzlich herabstürzt und ihm in den Weg wirft. Die Felsen bilden eine weite Schale, der Strom breitet sich aus zum See, in dem sich der Himmel und die Gestirne spiegeln.

---

[1] Meine Erklärungsarten des Goetheschen Faust (1889), S. 48—49 (Goethe-Schriften 2, S. 108—109).

Sein Lauf ist bewältigt, sein Streben zum Vater Ocean ist gehemmt durch ein „Mächtiges Ueberraschen“. So nennt sich das erste Sonett:

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ocean sich eilig zu verbinden,
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Thale.

Dämonisch aber stürzt mit einem male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht und staut zurück und weichet
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

Dieses Sonett hat Goethe in seiner ursprünglichen Fassung an Bettina gesendet, die es auf sich bezog und sich für die Macht hielt, die ihn gebannt habe. Sie antwortete unter dem 17. September 1807 (nach dem gedruckten Briefwechsel): „Welch' heiliges Abenteuer, das unter dem Schutze des Eros sich kühn und stolz aufschwingt, kann ein herrlicher Ziel erreichen, als ich in Dir erreicht

habe! Wo Du mir zugiebst mit Lust: Gehemmt sei nun zum Vater hin das Streben. — O glaub' es: Nimmer trink' ich mich satt an diesen Liebesergießungen; auch fühl' ich von brausenden Stürmen mich zu deinen Füßen getragen und in diesem neuen Leben, in dem meine Glückssterne sich spiegeln, vor Wonne untergehn."[1]

Bettina, im Gefühl gewisser Aehnlichkeiten, hielt sich für die Oreas! Indessen der See, der in Goethes Stromgebiet lag, spiegelte ein anderes Bild lieber als das der Oreas: „Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld, und all ihr häusliches Beginnen umfangen in der kleinen Welt!" Und ein solches Bild hatte den unaufhaltsamen Lauf, „das Streben zum Vater hin", gehemmt.

Ein zweites, Goethen von den Tagen des Sturms und Drangs wohl vertrautes Bild, ein Typus seiner Selbstanschauung war „der Wanderer", der unruhvolle, flüchtige, forteilende.[2]

---

[1] Briefwechsel S. 102. Vgl. G. von Loeper: Briefe Goethes u. s. f. Einl. XXXIX—XL. Die ursprüngliche Lesart heißt: „Doch stürzt sich Oreas mit einem male".

[2] Vergl. mein Werk über Goethes Faust. 3. verm.

Als ein solcher Wanderer, „im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet", kommt er den schroffen Felsenweg herab; es ist November, die Auen im Thal sind schon winterhaft; da begegnet ihm ein Mädchen, himmlisch anzuschauen, musterhaft wie eine der lieben Frauen aus der Dichterwelt, sein Sehnen ist gestillt, er fühlt sich gebannt und möchte bleiben, die Unruhe aber treibt ihn fort, er schwankt und folgt ihr gleichsam widerwillig; sie wendet sich zu ihm, er wirft die Hülle ab, und sie sinkt in seine Arme: Dies ist „Freundliches Begegnen". So nennt sich das zweite Sonett:

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet,
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Aufl. (Stuttgart 1893, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger), II. Theil, S. 14—15.

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg. Sie lag in meinen Armen.

Das Sonett beginnt mit dem Bilde des Wanderers und endet mit dem Bilde einer Liebesscene, die uns lebhaft an Egmont und Klärchen erinnert. Mit diesem Bilde hatte sich Bettina sehr vertraut gemacht und ließ es in ihren Goethe-Phantasien eine Hauptrolle spielen, sie sah sich so gern zu seinen Füßen sitzend, in unendlicher Bewunderung und Liebe zu ihm emporschauend.[1]

Sie hat auch das zweite Sonett auf sich bezogen und ließ nun Goethen im Kostüm dieses Sonetts bei sich erscheinen, sogar zum ersten male, als sie nach Weimar gekommen war, um seine Bekanntschaft zu machen. So hat sie Goethes ersten Besuch seiner Mutter erzählt: „Ich kam nicht, er kam", — „in den Elephanten, um Mitter-

[1] Egmont III. 4. Egmont in einem Reitermantel, den Hut ins Gesicht gedrückt. Sie umarmt ihn und ruht an ihm: „O du guter, lieber, süßer! kommst du? bist du da?" „Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind?" — (Er wirft den Mantel ab.) — „Nun hab' ich die Arme frei." Vgl. oben S. 54 und 83.

nacht, drei Treppen hoch“, — „ich in meiner Dachstube merkte nichts davon“, — „ich lag auf dem Sopha und hatte die Hände überm Kopf gefaltet, und sah, wie der Schein der Nachtlampe wie ein großer runder Mond an der Decke spielte; da hört' ich's rascheln an der Thür und mein Herz war gleich auf dem Fleck; es klopfte, während ich lauschte, aber weil es doch ganz unmöglich war, in dieser späten Stunde, und weil es ganz still war, so hört' ich nicht auf mein ahnendes Herz: — und da trat er herein, verhüllt bis ans Kinn im Mantel, und machte leise die Thür hinter sich zu, und sah sich um, wo er mich finden sollte; ich lag in der Ecke des Sophas ganz in Finsterniß eingeballt und schwieg: da nahm er seinen Hut ab und wie ich die Stirne leuchten sah, den suchenden Blick, und wie der Mund fragte: «Nun, wo bist du denn?» da that ich einen leisen Schrei des Entsetzens über meine Seligkeit, und da hat er mich auch gleich gefunden. Die Mutter meinte, das würde eine schöne Geschichte geworden sein in Weimar. Der Herr Minister um Mitternacht im Elephanten drei Treppen hoch eine Visite gemacht! — Ja, wohl ist die Geschichte schön! jetzt, wo ich sie

hier überlese, bin ich entzückt, überrascht, hingerissen, daß mir dies all begegnet ist, und ich frag' Dich: welche Stunde wird so spät sein in deinem Leben, daß es nicht dein Herz noch rühren sollte? — Wie Du in der Wiege lagst, da konnte kein Mensch ahnen, was aus dir werden würde, und wie ich in der Wiege lag, da hat mir's keiner gesungen, daß ich Dich einst küssen würde."[1]

Das Sonett hat ihr Goethe nicht zugeschickt, sie hat es erst kennen gelernt, nachdem es im Druck erschienen (1815), also sieben Jahre nach dem Tode der Mutter Goethes. Der obige Brief ist nie an diese gerichtet worden, sondern gehört zu den Erfindungen des Briefwechsels; die Scene, die er beschreibt, hat nie stattgefunden und konnte erst nach dem Tode Goethes gedruckt werden. —

Nun fühlt er sich in ihre Nähe gebannt und so an dieselbe gewöhnt, daß sie ihm unentbehrlich erscheint, er fürchtet für seine Freiheit, reißt sich los und bleibt ihr fern; aber in der Ferne wird sein Herz und seine Einbildungskraft so sehnsüchtig von ihrem Bilde bewegt, daß er in die wohlge=

---

[1] Briefwechsel. S. 77—98 (der Brief ist datirt vom 21. August 1807).

stimmte Leier greift und in melodischen Liebesklagen sich ergießt. Das Lied ist fertig, es ist gelungen, er eilt, der Geliebten sein Sonett darzubringen. Es war ein kurzer und guter Entschluß. „Kurz und gut“: so heißt das dritte Sonett.[1]

Sollt' ich mich denn so ganz an sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, versöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm' her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodisch klingt die durchgespielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum und sieh, das Lied ist fertig!
Allein was nun? — Ich dächt', im ersten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

Nachdem er sein Lied gesungen, ist der Dichter ernst und schweigsam geworden, seiner Büste im Besitz der Geliebten vergleichbar. Beide sind stumm. Daß der lebendige Dichter, der Geliebte, in

[1] In der Abschrift der Frau Zelter heißt es „Gewöhnung“.

ihrer Gegenwart verstummt, macht sie ihm zum liebreichen Vorwurfe. Nun will sie die Büste liebkosen, bis der Geliebte, gleichsam auf sich selbst eifersüchtig, sie dem stummen Bilde entreißt. Dies ist ihre Antwort auf sein Lied. „Das Mädchen spricht“: so lautet die Ueberschrift des vierten Sonetts. — [In der Reihenfolge der Entstehung war dieses Sonett das erste, am 6. December 1807, dem zweiten Advent, gedichtet, nachdem wenige Tage vorher, am 3. December Abends, Zacharias Werner seine Sonette im Frommannschen Hause vorgelesen und damit den Wetteifer entzündet hatte.]

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen;
Wie dieses giebst du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen,
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müssen,
Da dieser todt und du lebendig heißest?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Bis eifersüchtig du mich ihm entreißest.

Mit dem Mädchen ist die Neigung des Dichters gewachsen. Als sie ein kleines artiges Kind von neun Jahren war, hat er auf seinen Spazierwegen sich gern von ihr begleiten lassen und im Stillen gedacht: „so ein Töchterchen möchtest du haben!“ Als er das heranwachsende Mädchen im häuslichen Kreise wirken und sorgen sah, wünschte er sich eine solche Schwester. Nun erblickt er sie mit einem mal als erblühte Jungfrau in vollendeter Anmuth; sein Herz entbrennt in Liebe, aber sie steht vor ihm, wie eine „Fürstin“, unnahbar, unerreichbar. Dieser Entwicklungsgang auf beiden Seiten ist das Thema des Gedichts: darum heißt seine Ueberschrift „Wachsthum“. So nennt der Dichter das fünfte Sonett, von dem wir schon oben geredet haben.[1]

Manche haben sich durch das Wort „Fürstin“ wirklich verleiten lassen, dieses Sonett auf die Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar[2] zu beziehen, eine Ansicht, die nicht blos ein völliges

[1] S. oben S. 32 und 33.

[2] Die Tochter Karl Augusts, nachmals die Mutter der Herzogin Helene von Orléans, zur Zeit der Sonette einundzwanzig Jahre.

Verkennen der Sonette überhaupt, sondern in dem gegebenen Falle auch eine sonderbare Unkenntniß fürstlicher Geburtsrechte verräth: eine geborene Prinzessin wird keine Fürstin, sondern ist eine, weshalb sie unmöglich vom Kinde zur Fürstin avanciren kann. Auch könnte der Dichter zu einer wirklichen Fürstin nicht sagen: „Doch, ach! nun muß ich dich als Fürstin denken!"

Die Originalhandschrift mit dem Datum „Jena, 13. December 1807" besaß Minna Herzlieb von der Hand Goethes; sie hat noch fünfzig Jahre später Herrn von Loeper gegenüber erklärt: daß sie in diesem Sonett ihr Verhältniß zu Goethen so dargestellt finde, wie es war.

Dieses fünfte Sonett schließt die erste Gruppe der Sonette, denn es enthält und enthüllt die Motive des mächtigen Ueberraschens, freundlichen Begegnens, der Entstehung der Sonette, des ernsten Verstummens, der culminirenden Leidenschaft.

Als kleines artiges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.

„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann dein schönes Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben,
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch, ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

2. Die zweite Gruppe: VI—X.

Das volle Glück der Vereinigung bleibt den Liebenden versagt. Ein unabänderliches, unversöhnliches Schicksal trennt sie. Nach der süßen Gewöhnung an die Nähe und den Anblick der Geliebten muß der Dichter, wie er es in seinem Leben oft genug erfahren hat, die schmerzliche Pflicht der Entsagung üben und hinauswandern in die weite Welt. Er entsagt allen seinen gegenwärtigen Lebensannehmlichkeiten, nur nicht der Liebe, deren Gefühle und Gedanken allein er nicht entbehren will und kann. Diese sollen ihm zur Zehrung gereichen auf der Reise, zu welcher er sich rüstet. Darum nennt er sein sechstes Sonett „Reisezehrung":[1]

---

[1] In der Abschrift der Frau Zelter hieß die Ueberschrift „Entsagung".

Entwöhnen sollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben sollten sie nicht mehr verschönen,
Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen;
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an, von diesen und von jenen
Nothwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen;
Nothwendig schien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reisen;
Was ich bedarf, ist überall zu haben,
Und Unentbehrlich's bring' ich mit — die Liebe.

Der zärtlichste Abschied ist genommen. Die Reise führt den Liebenden nicht blos weit in das Land hinaus, sondern über das Meer; noch erblickt er das Ufer, den Ort mit seinen Umgebungen, wo die Geliebte wohnt; sein Blick versenkt sich zum letzten mal in die Betrachtung dieser freudevollen, erinnerungsreichen Stätten, bald sind sie nicht mehr zu sehen und an ihrer Stelle nur noch „die lichten Finsternisse“ der blauen Ferne; auch diese verschwindet, nun sieht er sich mit seinen Erinnerungen allein auf dem unendlichen Meer;

nun erst, da sie ganz in und von seiner Phantasie leben, leuchten und glänzen diese Erinnerungen in ihrer vollen Helligkeit und Stärke. Es geht unserm Dichter auf seiner Meeresfahrt nicht, wie seinem Alexis:

Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.[1]

„Abschied" heißt das siebente Sonett. Was es besingt, ist der zärtlichste Abschied und die schönsten Erinnerungen. Mit Recht vergleicht Loeper dieses Sonett mit den letzten Worten der „Zueignung": „Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten".

War unersättlich nach viel tausend Küssen,
Und mußt' mit einem Kuß am Ende scheiden.
Nach herber Trennung tief empfundenen Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang' ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finsternissen.

---

[1] Alexis und Dora. Vers 7—10. (Mai 1796 in Jena entstanden, in Schillers Musenalmanach 1797 erschienen.)

Und endlich als das Meer den Blick umgrenzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich suchte mein Verlor'nes gar verdrossen.

Da war es, gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen;
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

Die Sehnsucht nach und in der Trennung hat auch die Liebende mächtig ergriffen. In voller Einsamkeit, wie sie ist, von ihm entfernt, den Ihrigen entfremdet, richten sich alle ihre Gedanken auf ihn; sie durchlebt immer aufs neue die Abschiedsstunde, sie fühlt seinen Blick, seinen Kuß; sie fühlt, daß ihre liebenden Gedanken die Wirkungen sind, die er in der Ferne auf sie ausübt. Warum sollte sie nicht dasselbe vermögen und ihm fühlbar machen können, daß sie ihm nahe ist, daß ihre Liebe ihn anweht? Sie schreibt es ihm. Es ist ihr erster Liebesbrief. Das achte Sonett hat diese Ueberschrift: „Die Liebende schreibt".

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde,
Mag dem was andres wohl erfreulich scheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich stets die Gedanken in die Runde,

Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unversehens;
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens!
Mein einzig Glück auf Erden ist dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gieb mir ein Zeichen!

Sie schreibt von neuem, nicht weil sie dem Geliebten etwas Neues zu sagen wüßte, sondern nur, um die Fülle ihrer Sehnsucht vor ihm auszuschütten, ihr Herz voller Entzücken und Trauer, voller Wonne und Wähnen: lauter sehnsüchtige Affecte. So oft sie in seiner Nähe weilen und ihn anschauen konnte, war sie ganz befriedigt; es bedurfte keiner Worte. Ihr Brief ist, wie sie selbst. Das Schreiben hat eigentlich nichts zu sagen, es begehrt nur zu ihm zu kommen, bei ihm zu sein. Dies ist das Thema des neunten Sonetts mit der Ueberschrift: „Die Liebende abermals“.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebster, so bestimmt nicht fragen,
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, soll, was ich sende,
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen,
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen;
Wie sich in Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüberwendet:

So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

Mit dem nächsten Briefe kommt ein weißes Blatt, welches der Geliebte ausfüllen und in dem gewohnten blauen Umschlage ihr zurücksenden möge. Sie liest schon im Geist die Anrede, jene süßen Worte, die ihre Sehnsucht so oft gestillt und sie so ganz verwöhnt haben: „Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!“ Nun ist ein Sonett daraus geworden, das vielerwähnte zehnte, mit der Ueberschrift: „Sie kann nicht enden“.[1]

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir schickte,
Anstatt daß ich's mit Lettern erst beschreibe,
Ausfülltest du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und sendetest's an mich, die Hochbeglückte.

[1] Vgl. oben S. 53—57.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn ich den blauen Umschlag dann erblickte,
Neugierig schnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riß ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läs' ich, was mich mündlich sonst entzückte:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!
Wie du so freundlich meine Sehnsucht stilltest
Mit süßem Wort und mich so ganz verwöhntest,

Sogar dein Lispeln glaubt' ich auch zu lesen,
Womit du liebend meine Seele fülltest
Und mich auf ewig vor mir selbst verschöntest.

3. Die dritte Gruppe: XI—XV.

Noch vor Kurzem hatte der Dichter die Liebessonette, welche die romantischen Dichter der neuen Schule in Schwung gebracht, wie eine Art schlimmer Influenza gemieden. Ihm widerstrebte die vier- und dreifache Reimerei dieser Klanggedichte in ihren künstlichen Verschränkungen, die dem vollen und freien Erguß der Gefühle so vielen Zwang anthaten und sie nöthigten, sich zu zerstückeln. Wider „Das Sonett“, worin A. W. Schlegel in seinen Gedichten (1800) diese Form der poetischen Lyrik zugleich gelehrt und gepriesen, hatte Goethe in einem Gegengedicht von gleicher Form, welches ebenfalls „Das Sonett“ hieß, sich mit epigrammatischer

Schärfe und Bündigkeit erklärt. Wie einst die dichterische Natur Klopstocks sich gegen den französischen Alexandriner empört hatte, aus ähnlichem Grunde wehrt sich Goethe wider das italienische Klanggedicht:

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen:

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten;
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.[1]

Besonders widerwärtig sind ihm die wehklagenden und thränenreichen Sonettendichter, die er spottend „Lacrimasse" nennt, anspielend auf das Schauspiel „Lacrimas", welches W. v. Schütz verfaßt und A. W. Schlegel herausgegeben hatte (1803).

Aber in dem echten Liebessonett waltet der Genius der Kunst, an dem unser Dichter gefrevelt hat. Nun trifft die Strafe den Verächter. Die

---

[1] Dieses Sonett, das erste in der Reihe derjenigen Gedichte, welche Goethe unter dem Collectivnamen „Epigrammatisch" befaßt hat, ist den 5. Januar 1807 im Morgenblatt erschienen, also zu Anfang des Jahres, in dessen letztem Monat Goethes Jenasche Sonette entstanden sind. Der Ursprung des genannten Sonetts ist weit früher.

Erinyen mit ihren Schlangen und Fackeln verfolgen ihn und treiben den Verächter von Berg zu Thal, von Land zu Meer. Er hört ihr Gelächter, denn er ist ja selbst ergriffen von der Sonettenwuth und Raserei der Liebe. Das elfte Sonett heißt „Nemesis“:

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen.
Auch hab' ich oft mit Zaudern und Verpassen,
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befassen.
So ging mir's auch mit jenen Lacrimassen,
Als vier- und dreifach reimend sie gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
Sonettenwuth und Raserei der Liebe.

In der ersten Woche des December 1807 haben die Liebessonette begonnen. Die Weihnachtszeit naht. Da darf ein Christgeschenk nicht fehlen, welches der Dichter aus der Ferne dem geliebten Mädchen sendet: süßes Backwerk, die Früchte der

Weihnachtszeit, kein poetisches Zuckerbrod in Sonettenform, wohl aber süße Erinnerungen, die vom Herzen zum Herzen sprechen, leuchtend, wie wohlbekannte Sterne. „Christgeschenk“: heißt das zwölfte Sonett:

Mein süßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannichfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte sind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Gebackne nur, den Kindern auszuspenden!

Dir möcht' ich dann aus süßem Redewenden
Poetisch Zuckerbrod zum Fest bereiten;
Allein was soll's mit solchen Eitelkeiten?
Weg den Versuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch giebt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern spricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu dir hinüber wehen.

Und fühlst du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
Wirst du die kleinste Gabe nicht verschmähen.

Der Weihnachtstag, als der jüngste Tag im Jahre, erinnert die Liebenden an den jüngsten Tag der Welt, an das Weltgericht, wo ein jeder wird Rechenschaft ablegen müssen von jedem unnützen Wort, das er gesprochen. Jedes Liebeswort, das die Geliebte unerhört, unerwidert, unbelohnt ge-

lassen, war ein unnützes Wort. Dies möge die Geliebte wohl beherzigen, damit nicht durch ihre Schuld die Liste solcher unnützen Worte zu einer Höhe anwachse, zu einer Unzahl, die das Geschäft des Weltgerichts über alle Gebühr vermehren und zum Leiden der Welt den jüngsten Tag zur Jahreslänge ausdehnen würde. Dies ist die „Warnung", welche unmittelbar nach dem „Christgeschenk" das dreizehnte Sonett ausspricht:

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um deine Gunst dir an den Tag gegeben,
Wenn diese blos an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen! dein Gewissen
Bedenk' im Ernst, wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt solch' Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was alles unnütz ich vor dir geplaudert,
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

Ob nicht am Ende dem Dichter auch seine Sonettenkunst zum Vorwurf gereichen könnte, als welche so manche erkünstelte und leere, darum un-

nütze Worte verschuldet hat? Worte, die keinen anderen Zweck hatten, als sich zu reimen! Er kommt vom Weltgericht wieder auf den Sonettendichter, von der Warnung an die Geliebte wieder auf die Zweifel am Werthe jener Kunst zu sprechen, welche Zweifel er selbst noch jüngst getheilt und bekräftigt hatte. Nun aber ist er ja selbst ein Liebesdichter in Sonettenform geworden und führt die Vertheidigung dieser Form im Namen „der Liebenden“ wider „die Zweifelnden“: das Thema des vierzehnten Sonetts.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt und schreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
Soll Reime häufen, sie zusammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: sie mag sich gern bewahren,
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren,
Dann wieder senken sich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läst'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir sind auf rechtem Wege!
Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

Auch die Geliebte, obwohl sie die schönen Klanggedichte sich gern ins Ohr fallen läßt, hegt doch einige Zweifel, ob sie ernsthaft zu nehmen sind. Das natürliche Gefühl ist schlicht und verträgt keine Feile, während das Sonett, dieses künstliche Machwerk, ihrer bedarf. Der Dichter wolle Theilnahme und Interesse erwecken, darum müsse er die Gluth seiner Gefühle gewaltiger erscheinen lassen, als sie sei; er besitze in seinen Worten die Zauberkraft, seine Wunden, die so brennend scheinen, zugleich zu kühlen und zu heilen.

Der Dichter läßt diese Zweifel nicht gelten. Freilich sind die Sonette ein Feuerwerk, welches nach allen Regeln der Kunst angelegt und ausgeführt sein will. Indessen ist das Feuer ein sehr gefährliches Element, weit mächtiger als sein Meister; es kann plötzlich, „ehe er sich's versieht", den spielenden Feuerwerker selbst ergreifen und zerschmettern.

Das fünfzehnte Sonett enthält diese Zwiesprache zwischen Mädchen und Dichter:

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen!
Zwar lausch' ich gern bei deinen Silbespielen;

Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein süßer Freund, das soll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;
Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich-klug minirt er seine Grüfte!

Allein die Macht des Elements ist stärker,
Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

Diese drei Sonette: „Nemesis", „die Zweifelnden und die Liebenden", „Mädchen und Dichter" (XI, XIV, XV) sind der Vertheidigung und dem Preise der Sonettenkunst gewidmet. Man tadle und bemängele die Form nicht, in welche sich der inspirirte Inhalt liebender Gefühle ergießt. Sie kommt von oben, wie die Inspiration. In der bündigsten Weise besagt es der „Vorspruch" der Sonette[1]:

Liebe will ich liebend loben,
Jede Form, sie kommt von oben.

---

[1] Mit Ausnahme von fünf vereinzelten Sonetten sind diese siebzehn die einzigen uns bekannten, die Goethe gedichtet hat.

4. Die beiden letzten Sonette: XVI—XVII.

Unser Dichter vergleicht sich mit Petrarca: er vergleicht den Sonettendichter mit dem Sonettendichter, den Liebenden mit dem Liebenden.

Petrarca hatte am 6. April 1327 in einer Kirche zu Avignon zum ersten mal die Frau erblickt, die sein Herz für immer gewann, aber — selbst vor Kurzem vermählt wie sie war — die Liebe des Dichters unerhört und unbelohnt ließ. Da diese Liebe in der Osterwoche begann und zu beständigem Fasten verurtheilt blieb, so nennt sie Goethe einen „ewigen Karfreitag".

Die Epoche der seinigen war der 29. November 1807, der erste Advent: der Tag, an welchem seine Liebe nicht erst begann, wohl aber culminirte, es war der Anfang nicht der Liebe, sondern der Leidenschaft oder, um in der Feuersprache der Sonette zu reden, „der Raserei der Liebe".

Der Geburtstag der Geliebten ist der 22. Mai: das ist ihr Advent, „der Herrin Ankunft". Daher preist Goethe im Gegensatz zu der Liebe Petrarcas, die ein ewiger Karfreitag war, die seinige als „einen ewigen Maitag". Mit vollem Recht hat Loeper auf jenen Geburtstag hingewiesen; mit

vollem Unrecht und nach seiner absurden Art hat Düntzer die Triftigkeit dieser Hinweisung bestritten und den ewigen Maitag für eine bildliche Phrase erklärt. Als ob der Advent, „der Herrin Ankunft“, die der Dichter ausdrücklich hervorhebt, etwas andres sein könnte als ihr Geburtstag!

Aber der Geburtstag seiner Liebe, von welcher die Sonette handeln, war der erste Advent des Jahres 1807. Darum nennt Goethe diesen Tag „Epoche“. So heißt das vorletzte Sonett.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Karfreitag;

Doch stets erscheine fort und fort der frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Am Abend dieses 29. November begann Goethe die Pandora zu dictiren.

Nur Eines fehlt noch, um den Bau der Sonette zu krönen, den Kranz der Sonette zu vollenden. Wer ist die Geliebte? Wie heißt sie? Goethe beantwortet die Frage mit der vielerwähnten „Charade", die so leicht zu errathen war, und welche zu errathen die geniale Bettina sich den Kopf umsonst zerbrochen hat.

Es sind zwei Worte, leicht zu nennen und allbekannt; nicht ebenso bekannt oder deutlich gekannt sind die beiden Dinge, die sie bezeichnen. In jungen wie in alten Tagen thut es so wohl, das eine am andern, das erste am zweiten zu verbrennen, und wenn ein Wort beide vereinigt, so ist es der Ausdruck eines süßen, behaglichen Gefühls. Nun aber sind beide in dem Namen eines Bildes, eines Wesens vereinigt, dem der Dichter gefallen möchte, damit es ihn, wie er im Stillen wünscht und hofft, mit sich selbst beglücke:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfangen.

VIII. Der Sonettenkranz.

1. Die beiden ersten und die beiden letzten Sonette.

Die beiden letzten Sonette schließen sich mit den beiden ersten zusammen und machen die Guirlande zum Kranz. Das „mächtige Ueberraschen" und „freundliche Begegnen" haben uns erwartungsvoll gestimmt. Der See, dieser breit hingelagerte Alpenstrom, womit sich der Dichter verglichen hat, soll nicht blos den Himmel und die Sterne spiegeln, sondern ein Frauenbild, himmlisch anzuschauen. Wann empfängt er dieses Bild und von wem? Darauf antworten die beiden letzten Sonette: „Epoche" und „Charade".

2. Einwürfe und Widerlegung.

Wider die durchgängige Einheit des Sonettenthemas könnten sich ein paar Einwürfe erheben, die sich auf die Vergleichung einzelner Sonette sowohl mit einander als auch mit Minna Herzlieb zu stützen suchen. Man könnte fragen, wie denn das zweite Sonett sich zu dem fünften schicke: das „freundliche Begegnen“ zu dem „Wachsthum“, da in jenem der Dichter, als Wanderer auftretend, das Mädchen zum ersten male erblicke, in diesem dagegen schon längst gekannt habe? Indessen schließt die freundliche Begegnung die frühere Bekanntschaft keineswegs aus, vielmehr scheint sie in einer plötzlichen Wiedererkennung zu bestehen: der Wanderer in seinem Wintermantel kommt etwas vermummt; erst wie er die Hülle wegwirft, erkennt und begrüßt ihn das Mädchen auf das Herzlichste, oder wie das Sonett in seiner Reimsprache sagt: „Sie lag in meinen Armen“.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen,

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen.
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, Sie lag in meinen Armen.

Man könnte fragen, wie denn das vierte Sonett „das Mädchen spricht“ auf Minna Herzlieb passe, die doch nie in solcher Weise zu dem Dichter geredet habe, ihn mit seiner Büste vergleichend? Und wie das achte, neunte und zehnte Sonett mit den Ueberschriften: „Die Liebende schreibt“, „Die Liebende abermals“, „Sie kann nicht enden“, auf Minna Herzlieb passen können, die doch niemals mit dem Dichter Briefe gewechselt habe? In Wahrheit, nichts sieht ihr unähnlicher, wenn man die Briefe kennt, die sie wirklich geschrieben!

Aber ebensogut könnte man fragen, wie denn das sechste und siebente Sonett „Reisezehrung“ und „Abschied“ auf Goethen passen, der doch im Jahre 1807 keine Seereise gemacht habe, und auch Jena nicht am Meeresufer liege?

Es ist leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Dichter, wie er „die Liebende“ in ihrer vollen Schreibseligkeit darstellt, an Bettina und deren gleichzeitige Briefe gedacht hat; daraus aber folgt keineswegs, daß Bettina der Gegenstand dieser Sonette gewesen. Wenn Goethe bei den Sonetten „Reisezehrung“ und „Abschied“ an seine Trennung von Lili aus längst vergangener Zeit ge-

dacht haben sollte, so würde daraus nicht folgen, daß jene Sonette auf Lili zurückzubeziehen sind.

Man muß wohl unterscheiden zwischen den Motiven, die der Dichter in und zu der Ausführung seines Themas braucht, und dem Gegenstande des letzteren. Das Thema, welches durch die siebzehn Sonette durchgespielt wird, ist, wie schon die Ueberschriften bezeugen, eine Liebesgeschichte: erlebt ist die Liebe, nicht die Geschichte, als Scenerie genommen, der lyrische Bestandtheil des Sonettenkranzes, nicht der epische.

Ueber Zeit und Ort dieser Liebesgeschichte entscheidet das Sonett „Epoche", über den Gegenstand die „Charade", über das leidenschaftliche Erlebniß selbst die Bekenntnisse des Dichters in seinen Annalen, Briefen und Gesprächen, wenn es noch nicht genug sein sollte, was er in dem Sonett „Nemesis" bekannt hat:

> Doch trennet uns von jeglichem Besinnen
> Sonettenwuth und Raserei der Liebe.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind ferner erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe-Schriften. Erste Reihe. (Goethes Iphigenie. Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. Goethes Tasso.) 8°. brosch. M. 9.—, eleg. Halbleder geb. M. 11.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Goethes Iphigenie. 2. Aufl. 8°. brosch. M. 1.20.
Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. 8°. brosch. M. 1.80.
Goethes Tasso. 2. Aufl. 8°. br. M. 6.—, eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

Schiller-Schriften. Erste Reihe. (Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker.) 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen". 8°. br. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—.
Schiller als Komiker. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. brosch. M. 2.—.

Schiller-Schriften. Zweite Reihe. (Schiller als Philosoph. 1. u. 2. Buch.) 8°. br. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.
Daraus sind einzeln zu haben:
Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In zwei Büchern.
Erstes Buch. Die Jugendzeit 1779—1789. 8°. brosch. M. 2.50.
Zweites Buch. Die akademische Zeit 1789—1796. 8°. br. M. 3.50.
Beide Teile eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III. 2. Ausg. 8°. brosch. M. 2.—.

Kleine Schriften:

1. Ueber die menschliche Freiheit. 2. Auflage. 8°. brosch. M. 1.20.
2. Ueber den Witz. 2. Auflage. 8°. brosch. M. 3.—, eleg. Lwd. geb. M. 4.—.
3. Shakespeare und die Bacon-Mythen. 8°. brosch. M. 1.60.

Philosophische Schriften:

1. Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie. 4. Aufl. gr. 8°. brosch. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—. (Sonderabdruck aus der Geschichte der neuern Philosophie.)
2. Kritik der Kantischen Philosophie. 2. Aufl. gr. 8°. br. M. 3.—.
3. Die hundertjährige Gedächtnißfeier der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Johann Gottlieb Fichtes Leben und Lehre. Spinozas Leben und Charakter. 2. Aufl. gr. 8°. br. M. 2.40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fischer, Kuno,

Goethes Sonettenkranz

Heidelberg 1896

P.o.germ. 496 f-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818205-4